

fluter.

Manchmal
bist du
ein
richtiger
Arsch



Plötzlich Staatsfeind

Wie die Stasi in der DDR
Menschen überwachte,
kontrollierte und manipulierte,
erfährst du auf bpb.de/stasi

Editorial

Freundschaft ist zunächst die Fortsetzung der Familie mit eigenen Mitteln. Aus vorgegebenen Beziehungen werden eigene Entscheidungen für oder gegen andere Menschen. In unseren Freundeskreisen geben wir unseren Werten und Haltungen eine soziale Gestalt. Das Persönliche und Emotionale wird hier politisch. Wir nutzen Möglichkeiten, die uns von vornherein gegeben sind, und seltener solche, die wir aktiv suchen und ergreifen.

Auch auf der Bühne der großen Politik gibt es sehr verschiedene Formen der Freundschaft – sei es, dass Entfeindungen das Ziel generationenübergreifender Friedensprozesse werden, sei es, dass Freundschaft ein anderer Name für Fügsamkeit im Bündnis mit einer Übermacht ist.

In autoritären Gesellschaften werden aus Freundeskreisen immer wieder Plattformen des Dissidentischen, sie bilden rare Zonen der Freiheit und des riskanten Engagements. In den westlichen Konkurrenzgesellschaften sind viele Freundschaften eher Erlebniszonen auf der Jagd nach dem kleinen, feinen Unterschied. Aber auch hier können Freundeskreise dazu dienen, Vertrauen zu wagen, Solidarität und Hingabe zu erfahren und zu gestalten.

Freundschaft kann auch einengen, dann werden die Grenzen meiner Freundeskreise die Grenzen meiner Welt. Dabei sind Ausgrenzungen, Herabwürdigungen bis hin zu offenen und gewaltsamen Feindschaften ein probates Mittel der inneren Mobilisierung dieser Gemeinschaften. Das ist einer der Resonanzräume für Populismus und autoritäre Regimes.

Den Entwurf eines eigenen, selbstbestimmten Lebens dagegenzusetzen, neue soziale Beziehungen zu suchen, Kritik auch an Freundinnen und Freunden zu üben kann befreiend wirken. Diese Offenheit macht weitere eigene Entwicklungen möglich, jenseits von Glaubensgrenzen und fixen Ideologien. Freundschaften sind deshalb oft auch ein Mittel gegen die inzwischen allgegenwärtige autoritäre und identitäre Versuchung.

Was wir aus Freundschaften machen, sagt einiges über unser Verständnis, unsere Aneignung sozialer Verhältnisse aus. Entscheidende Fragen werden dabei aktiviert: Auf wen kann ich mich verlassen, selbst wenn alle sich abwenden, wer vertraut mir warum, und wem will ich, wie weit will ich vertrauen? Was macht und hält uns stark? Aber auch die eigenen Interessen werden erprobt – wer nützt mir, wem nutze ich, was soll als Nutzen gelten: der soziale Aufstieg, eine bessere Ökonomie und/oder die gemeinsame Erkundung von Sinn, Wahrheit, Achtung? Wie werden die radikalen Medien Macht, Ruhm, Geld in Freundschaften verarbeitet, ausgelebt oder aber auch überwunden? Sollen und können Freundschaften überhaupt



Bitte mal mit anpacken: Freundschaft ist von einer besonderen Nähe untereinander gekennzeichnet, von Wertschätzung und Vertrauen. Dass auch Sex dazugehören darf, finden 44 Prozent der 18- bis 25-Jährigen, aber nur 22 Prozent der über 55-Jährigen

von den Zwängen dieser Kräfte frei gehalten werden? Oder werden sie letztlich immer wieder zur emotional erweiterten Reproduktion der herrschenden Verhältnisse?

Die allgegenwärtigen digitalen Medien schärfen diese Fragen noch und geben dem „sozialen Kapital“ völlig neue Verwertungszyklen. Wenn Waren Freunde werden, wir Daten daten, die Informationen über unsere persönlichen Beziehungen zu Wertanlagen globaler Konzerne geraten, ist die „Schöne neue Welt“ schon da. Sie ist aber weder neu noch schön. Auch darüber lohnt es sich mit Freunden zu streiten.

Thorsten Schilling

Inhalt

Kleine Geschenke
erhalten die Freundschaft.
Das flutter-Abo gibt's gratis:
www.fluter.de/abo

06 Vom Mögen

Klingt ein bisschen schnöde,
aber Freundschaft hat auch
mit Geld zu tun. Ein Gespräch
nicht nur darüber

14 Ne me quitte pas

Dass sich Frankreich und
Deutschland so nah sind, ist
nicht selbstverständlich

16 Liebesgrüße aus Moskau

Wie war das noch mit der
deutsch-sowjetischen Freund-
schaft zu DDR-Zeiten?

18 Die Quadratur des Freundeskreises

Je nachdem, mit wem
ich abhänge: Ich bin immer
ein anderer



20

20 Was war und was bleibt

Die Geschichte einer Freund-
schaft, die der Hass zerstörte

26 Friendopoly

In der Heftmitte gibt es dieses
Mal ein Spiel, bei dem du richtig
beliebt werden kannst

28 Alles, was ich hasste

Wie es ist, wegen seiner
sexuellen Orientierung
gemieden zu werden

32 Nimm Platz

Scusa, aber von der Gastfreund-
schaft der Italiener können wir
echt noch lernen

33 Lass mal liken

Über die Freundschaft in
digitalen Zeiten

34 Kommst du mal meditieren, Kollege?

Diese Firma legt viel Wert
auf gutes Miteinander

36 Wir waren wie Brüder

Ich war nicht rechts,
aber mit Nazis befreundet.
Eine Spurensuche

41 Herz an Großhirn, bitte kommen!

Was im Körper passiert, wenn
wir mit Menschen zusammen
sind, die wir mögen

42 Wärmstens empfohlen

Für Unternehmen sind deine
Online-Kontakte bares Geld

44 Hey, buddy

Wie ein Banker mithilfe seiner
Freunde Weltpolitik machte

46 Druschba

In autoritären Staaten
sind Freunde noch wichtiger
als eh schon

50 Impressum & Vorschau



36

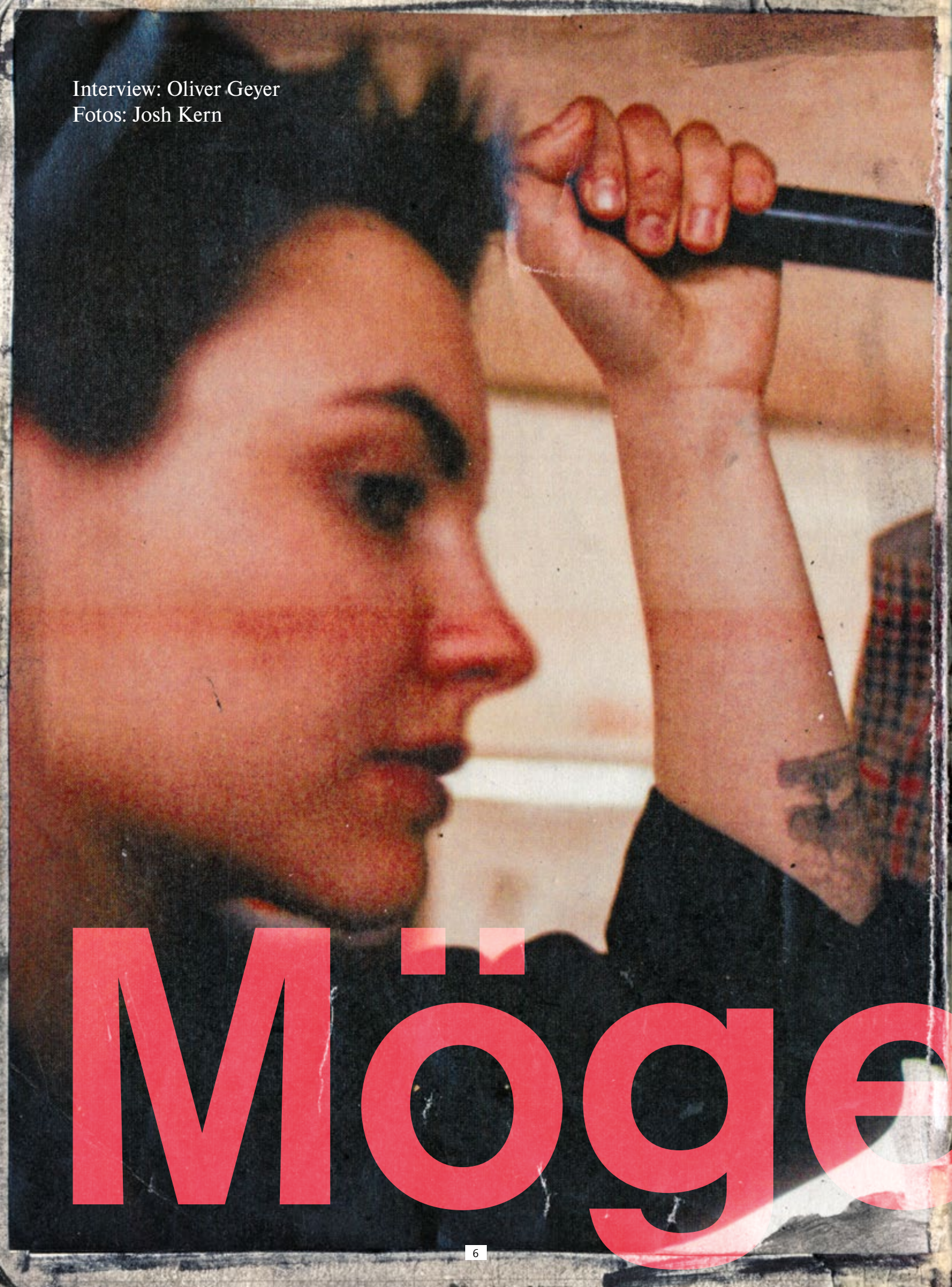


06



Schön zusammen abhängen

Können nur Menschen miteinander befreundet sein oder auch Tiere? Immer wieder suchen Wissenschaftler Antworten auf diese Frage. Die Studien, die es dazu gibt, lassen vermuten, dass auch Tiere intensive soziale Beziehungen zueinander aufbauen - und übrigens nicht nur Affen oder Delfine. So fand ein Forscherteam von der Universität Greifswald heraus, dass Fledermäuse gern mit bestimmten anderen Fledermäusen Freundschaften schließen - ohne dass sie miteinander verwandt sind. Eine andere Untersuchung widmete sich Pferden, Schafen, Eseln und Rindern. Besonders Esel stehen gern mit ihren Kumpels auf der Wiese herum.



Interview: Oliver Geyer
Fotos: Josh Kern

Möge



Vom

Warum haben manche
viele Freunde und andere gar keine?
Und was machen die sozialen
Medien aus unseren Beziehungen?
Ein Gespräch mit der Freundschafts-
forscherin Erika Alleweltdt

Die Angst, dass reale Freundschaften wegen des Internets nicht mehr geführt werden, ist unbegründet

Freunde zu haben erscheint vielen als etwas Selbstverständliches. Warum ist es so wichtig, Freundschaft zu erforschen?

Genau aus diesem Grund – weil Freundschaft zum Leben dazugehört und auch immer bedeutender wird. Angesichts des Wandels der Familienstrukturen, der steigenden Zahl allein lebender Singles, aber auch mit der wachsenden Bedeutung von beruflichen Netzwerken erlangt Freundschaft zunehmend die Form von sozialem Kapital. Und das ist in unserer Gesellschaft ungleich verteilt. Wer wenig Freunde hat, kann stark isoliert sein. Die Vereinsamung von Teilen der Bevölkerung nimmt zu. Wer aber viele Freunde hat, für den können sie zu einer Ersatzfamilie werden. All das müssen wir uns genau anschauen.

Freundschaft wird wichtiger, und zugleich vereinsamen immer mehr Menschen? Wie kann das sein?

Tatsächlich wird Freundschaft als zu selbstverständlich betrachtet. Es wird zu wenig darüber gesprochen, dass es auch voraussetzungsvoll ist, Freundschaften zu führen. Wir können feststellen, dass mit steigendem sozialen Status die Freundeskreisgrößen wachsen. Man braucht also auch die nötigen Ressourcen, um Freundschaften zu pflegen.

Welche Art von Ressourcen?

Erst einmal finanzielle. Zusammen in die Kneipe gehen kostet ja schon Geld, erst recht ein gemeinsamer Ausflug oder Urlaub. Auch leben Freunde heute oft nicht mehr alle in der näheren Umgebung, man muss sich also auch die nötige Mobilität leisten können. Außerdem braucht man Kommunikationskompetenzen und Konfliktfähigkeit, die man am besten schon früh erlernt. Was wir bei höheren Bildungsschichten beobachten, ist, dass die Eltern die Kontakte für ihre Kinder zunächst organisieren und sie unterstützen, wenn es mal Konflikte gibt. Das kommt bei den unteren sozialen Schichten seltener vor.

Stichwort „soziales Kapital“: Welche Vorteile bringen einem diese Fähigkeiten später im Leben?

Ich habe in meiner Studie Frauen aus verschiedenen gesellschaftlichen Schichten befragt, welche Bedeutung Freundschaften für sie haben. Beson-

ders deutlich wurde an den Frauen in Leitungspositionen, die eine höhere Bildung haben und einem starken beruflichen Druck ausgesetzt sind, wie wichtig es für sie ist, einen großen und repräsentativen Freundeskreis zu haben. Und auch ein gutes berufliches Netzwerk vorweisen zu können, das vom Freundeskreis oft gar nicht mehr klar zu trennen ist. Eine Teilnehmerin, die im Kultursektor tätig ist, sagte, dass sie auf Veranstaltungen immer zeigen können müsse, dass sie die halbe Stadt und die wichtigen Leute kennt. Freunde sind schon etwas, das man heute haben muss.

Was bedeutet das für eine Freundschaft, wenn es nur noch um Networking geht?

Manche Studienteilnehmerinnen sagten wirklich, dass sie da gewisse Störgefühle haben, weil sie mit Freundschaft ja eigentlich etwas anderes verbinden. Ich denke, dass so eine Nutzenfreundschaft aber auch gut funktionieren kann, wenn man sich zu diesem Zweck trifft und einander sympathisch findet. Wenn beide Seiten damit offen umgehen, dann ist das keine Entwertung, sondern eben eine bestimmte Form von Freundschaft.

Sind die Kontakte in sozialen Netzwerken richtige Freunde?

Die große Befürchtung, dass durch das Aufkommen der sozialen Netzwerke irgendwann reale Freundschaften nicht mehr geführt werden, hat sich nicht bewahrheitet. Wir können eher positiv feststellen, dass mit Social Media ein zusätzlicher Rahmen entstanden ist, um Freundschaften zu pflegen. Meine Untersuchungen zeigen, dass die sozialen Medien hauptsächlich dazu genutzt werden, bestehende Kontakte zu pflegen,

und weniger, um neue aufzubauen. Wichtig ist nur, sich bewusst zu machen, dass das keine reale, sondern eine virtuelle Verbundenheit ist.

Was macht echte Verbundenheit und echte Freundschaft aus?

„Die große Geschichte der Freundschaft“ wurde leider auch noch nicht geschrieben. Aber ein bis heute wichtiger Zugang ist immer noch Aristoteles' Unterscheidung von Zweckfreundschaften, die man um der Lust und um des Nutzens willen führt, und Tugendfreundschaften, die man um ihrer selbst willen führt. Dieses klassische Ideal der Verschmelzung mit dem anderen, das mit dem Freundschaftskult der deutschen Romantik im 18. Jahrhundert noch einmal stark wieder aufgelebt ist, prägt gerade den deutschen Freundschaftsbegriff bis heute. Das sind hehre Ansprüche, die an der heutigen Lebensrealität teilweise scheitern müssen. Der angelsächsische Freundschaftsbegriff ist da pragmatischer. Amerikaner etwa bezeichnen einen viel größeren Kreis von Menschen als „friends“.

Und wenn man die Sache ganz nüchtern sozialwissenschaftlich betrachtet: Wie würden Sie Freundschaft definieren?

Aus einer soziologischen Perspektive lassen sich Freundschaften als freiwillige, gegenseitige und persönliche Beziehungen beschreiben. Auch Kriterien wie Ganzheitlichkeit, Vertrauen und Intimität werden oft genannt.

Macht der Umstand, dass es sich um eine freiwillige und informelle Beziehung handelt, für die es keine klaren Regeln gibt, Freundschaft eher stark oder eher verletzlich?

Dass Freundschaft nichts Institutionalisiertes wie etwa die Ehe ist, macht es zunächst schwieriger. Aber es gibt durchaus Regeln impliziter Natur. Dass man zum Beispiel, wenn eine Freundin in Not ist, alles stehen und liegen lässt und ihr zu Hilfe kommt. Die Freiwilligkeit und das Informelle machen dabei gerade die Attraktivität dieser Beziehung aus.

Der Soziologe Shmuel Eisenstadt sagte, dass darin auch ein subversives Potenzial steckt. Was ist gemeint?



Die Bilder
auf diesen Seiten:

Es fing damit an, dass Josh Kern seine Freunde beim Skaten fotografierte. Jahre später ist daraus ein Tagebuch voller Bilder geworden, die das Leben seiner Clique zeigen – beim Feiern, in der U-Bahn, in der WG-Küche. „Durch das Teilen von alten Notizen und Bildern, die sehr persönlich sind, will ich meine Angst vor Ablehnung überwinden“, sagt Josh, der in Dortmund Fotografie studiert. Die Menschen auf den Bildern seien die einzigen, mit denen er sich wohlfühle

friends friends of
ball pens. ~~the~~ can



friends and ~~the~~ black
you help me.



Thank
you
♡

Die Grenze zwischen Liebe und Freundschaft wird durchlässiger

Eisenstadt beschreibt, dass Freundschaft einen Ort bildet, an dem man über gesellschaftliche Normen hinausgehen und politischen Widerstand entwickeln kann. Freundschaft ist im Gegensatz zur Familie frei gewählt. Da komme ich mit meinesgleichen zusammen und bin eher geneigt, gemeinsam bestimmte Ideen zu verfolgen. Gerade in repressiven Systemen ist es natürlich umso wichtiger, dass Loyalität und Vertrauen als die Urkriterien von Freundschaft erfüllt sind. Aber diesen Geborgenheitsraum, den Freundschaft mit sich bringt, brauchen die Menschen auch in unserer Gesellschaft. Auch hier gibt es Härten, für die Freundschaft eine Kompensationsfunktion hat. Als ein Raum, in dem ich mich sozial sicher und anerkannt fühle, so wie ich bin.

Andererseits waren und sind Freundschaftskreise oft ein Mittel der Ausgrenzung. Gerade Männerbünde haben eine lange Tradition.

Das ist wahr. Die dominierende Stellung der Männer zeigt sich allerdings nicht nur in Bünden und Seilschaften, die sich gegenseitig begünstigen und andere, besonders Frauen, ausschließen. Die ganze Geschichte der Freundschaft und was wir heute unter Freundschaft verstehen ist stark durch eine Männerperspektive beeinflusst worden. Und auch stark durch Mitglieder gehobener gesellschaftlicher Schichten. Männerfreundschaften, wie die zwischen Goethe und Schiller, sind historisch viel besser dokumentiert als Frauenfreundschaften. Die gab es natürlich auch immer, aber über sie wurde nicht viel geschrieben. Für Frauenfreundschaften gab es keinen offiziellen Raum. Die Frauen mussten sich das erst erkämpfen.

Gar nicht zu reden von Freundschaften zwischen Frauen und Männern, die sogar heute noch als schwierig gelten. Warum ist das so?

Zunächst einmal ist die Vorstellung, Frauenfreundschaften und Männerfreundschaften seien sehr unterschiedlich, immer noch weit verbreitet. Und ohne solche Differenzierung jetzt festzuschreiben zu wollen: Ja, Studien zeigen durchaus, dass es gewisse Unterschiede gibt. Frauen pflegen öfter sogenannte Face-to-Face-Freundschaften, Männer

Side-by-Side-Freundschaften. Das heißt, Männerfreundschaften sind eher aktivitätsbezogen. Sie unternehmen etwas zusammen, und dadurch entsteht Nähe und Intimität. Aber es wird nicht groß gesprochen. Viele Frauen hingegen treffen sich lieber, um zu sprechen, auch über die Freundschaft selbst.

Aber vor allem wird doch immer unterstellt, dass der Sex dazwischenkommen muss.

Diese Vorbehalte gab es lange. Aber unsere Studien zeigen, dass gemischtgeschlechtliche Freundschaften immer öfter vorkommen und dass auch Sex immer weniger als Ausschlusskriterium betrachtet wird. Für Freundschaften, in denen auch sexueller Kontakt sein darf, gibt es mit „Freundschaft plus“ inzwischen ja auch einen Begriff. Insgesamt beobachten wir, dass es zu einer Pluralisierung von Lebens- und Freundschaftsformen kommt und dabei auch die Grenze zwischen Liebe und Freundschaft durchlässiger wird.

Durchlässigkeit ist für Sie auch in anderer Hinsicht ein wichtiges Forschungsthema. Wie oft werden denn Freundschaften über Milieugrenzen hinweg geschlossen?

Sie meinen wie in dem Film „Ziemlich beste Freunde“, wo ein wohlhabender weißer Industrieller sich mit seinem Schwarzen Krankenpfleger anfreundet, der aus einfachen Verhältnissen kommt? Das ist leider immer noch die große Ausnahme. In Wirklichkeit sind Freundschaftskreise recht homogen, was Milieu, Bildung, Einkommen und sozialen Status betrifft. Gleich und Gleich gesellt sich gern. Dieser Effekt ist leider stärker als die Überzeugung, Unterschiede zögen sich an.

Wie ließe sich da gegensteuern?

Es gibt ein Konzept, das in den USA modellhaft praktiziert wird: Schulen

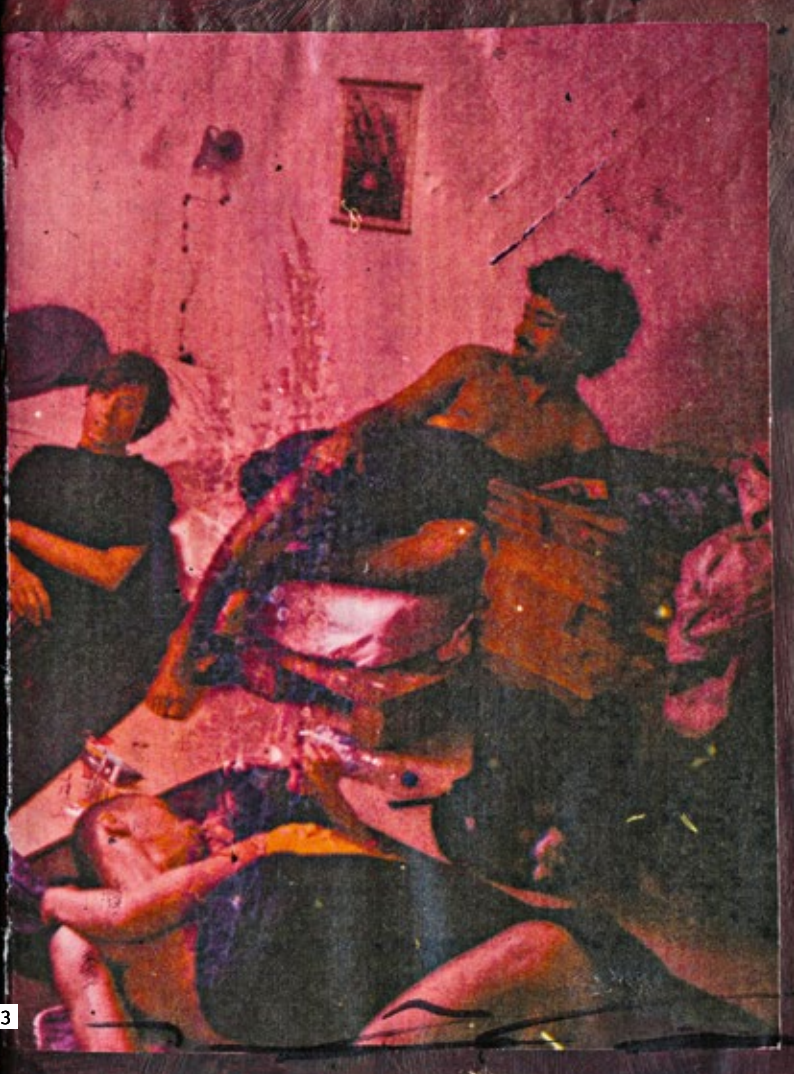
organisieren, dass zu Kindergeburtstagen grundsätzlich immer alle Kinder aus einer Klasse eingeladen werden. Um so einem sozialen Ausschluss von vornherein entgegenzuwirken. Das hat dann noch den schönen Nebeneffekt, dass auch die Eltern sich bei solchen Gelegenheiten treffen. Aber das ist nur ein Beispiel. Niemand will Freundschaften verordnen. Es ist aber möglich, Bedingungen zu schaffen, in denen Freundschaft besser entstehen kann, sodass sich die Grenzen zwischen sozialen Milieus nicht noch weiter festigen. Überhaupt bin ich überzeugt, dass man durch ganz neue Institutionen alternative Lebenspraxen und damit auch neue Formen von Freundschaft entstehen lassen kann.

Zum Beispiel?

Zum Beispiel in Mehrgenerationenhäusern. Eine Freundschaft zwischen einer 90- und einer 40-Jährigen, die ihr im Alltag helfen kann, gibt es im normalen Leben leider selten. Hier kann sie sich entwickeln, und hier ist es auch vollkommen in Ordnung, dass sie auf so einer Hilfebeziehung beruht. Denn wer im Alter auf seine Freunde hofft, sollte sich klarmachen, dass dauerhafte Unterstützungsaufgaben innerhalb von bestehenden Freundschaften problematisch sind. Weil Freundschaft ja eigentlich von Reziprozität lebt, also davon, dass man das, was man bekommt, auch zurückgeben will. Und das funktioniert ab einem bestimmten Punkt nicht mehr, wenn man hilfsbedürftig ist. ⌞



Erika Allewelt lehrt an der Hochschule für angewandte Pädagogik Berlin im Bereich Soziale Arbeit und Sozialpädagogik. Sie ist Mitherausgeberin des Buches „Freundschaft heute - eine Einführung in die Freundschaftssoziologie“



Ne me quitte

Von Arno Frank

Nehmen wir doch einfach die Zahnücke. Die Zahnücke erklärt schon alles.

Gemeint ist, was wir gemeinhin als einen Schönheitsfehler empfinden, die Lücke zwischen den vorderen Schneidezähnen. In Frankreich nennt man diese Fehlstellung *les dents du bonheur*, Glückszähne. Es ist keine französische Spezialität, wird dort aber besonders gern gesehen. Die Schauspielerinnen Béatrice Dalle und Vanessa Paradis, aber auch Präsident Emmanuel Macron haben „glückliche Zähne“.

Zum Ursprung gibt es folgende Theorie: Soldaten der Grande Armée mussten in der Lage sein, beim beidhändigen Nachladen ihrer Gewehre im Gefecht die Pappschachteln mit Pulver zu öffnen – und zwar mit den Zähnen. Wer wegen einer Zahnücke ausgemustert wurde, konnte – anders als die Millionen Opfer der napoleonischen Feldzüge – seine Gene weitergeben.

Die Zahnücke erzählt etwas über die enge Verschränkung von Eros und Thanatos, von Zärtlichkeit und Gewalt. Darüber, dass die Zeit manchmal Wunden heilt – und damit auch etwas Wesentliches über das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich.

Denn das ist kompliziert.

Wenn eine Freundschaft immer wieder wortreich beteuert und rituell beschworen werden muss, dann kann von Freundschaft eigentlich keine Rede sein. Und für keine Freundschaft gilt das mehr als für *l'amitié franco-allemande*.

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt, mit einem temperamentvollen Emmanuel Macron im Élysée-Palast und einer abwartenden Angela Merkel im Kanzleramt, wird gerne von einer „alten Ehe“ gesprochen. Also eher eine große, abgekühlte Liebe als eine Freundschaft?

„Staaten haben keine Freunde“, soll einst der französische Ministerpräsident Charles de Gaulle gesagt haben, der gemeinsam mit Konrad Adenauer am 22. Januar 1963 den sogenannten Élysée-Vertrag unterschrieb. Das Datum markiert das vorläufige Ende einer Ära der Gewalt, in der über Jahrhunderte beide Partner einander die blutigsten Wunden schlugen, sich gegenseitig niedermetzten – doch als Nachbarstaaten immer wieder aufeinander angewiesen waren.

Beide Länder „waren einmal eins im Mutterschoße der Zeiten, bevor ihre Lebenswege sich schieden und tödlicher Hass zwischen sie kam“, so schrieb Thomas Mann. Der „Mutterschoß“ war das Reich von Karl dem Großen, die Trennung erfolgte im August 843. Damals teilten Karls drei Enkelsöhne das Territorium unter sich auf. Karl der Kahle bekam weite Teile dessen, was heute Frankreich ist. An Ludwig den Deutschen fiel ein Gebiet, dessen damalige Umrisse den Grenzen der alten BRD verblüffend ähnlich sehen. Lothar I. erhielt ein langgestrecktes „Mittelreich“, das als Puffer zwischen Ost- und Westfranken über Jahrhunderte immer wieder Aufmarsch-

gebiet der verfeindeten Brüder in Ost und West werden sollte.

Eine echte Barriere zwischen den romanisierten Kelten in „Frankreich“ und den Germanen und Alemannen in „Deutschland“ dürfte die Sprache gewesen sein. Dennoch war die gegenseitige Durchdringung auf geistiger Ebene enorm, von den Klöstern der Zisterzienser bis zur Ausprägung der Gotik auch östlich des Rheins. Überhaupt kam mehr aus Frankreich, als aus Deutschland gekommen wäre.

Aber welches Deutschland überhaupt? Aus gallischer Sicht erstreckte sich jenseits der Mosel ein verwirrender Flickenteppich aus Herzogtümern und Grafschaften, überwölbt von der Idee eines Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

Bis in die frühe Neuzeit lief es leidlich. Deutsche Studenten eilten an die Universität von Paris, französische Händler schipperten die *Moselle* (Mosel) hinunter und dann den Rhein stromaufwärts bis nach *Mayence* (Mainz). Angeblich bewunderten die mittelalterlichen Franzosen den Mut der Deutschen, verabscheuten aber ihre Sitten. Angeblich war es bei den Deutschen umgekehrt. Tatsächlich dürften die Bewohner beider Reiche einander größtenteils gleichgültig gewesen sein.

Erst Ludwig XIV. bereitete dieser guten Nachbarschaft ein Ende. Ab 1688 rückten Truppen des Sonnenkönigs ins rechtsrheinische Gebiet vor und hinterließen Verwüstungen: etwa im Dom zu Speyer, wo sie einen Teil der Kaisergräber aufbrachen, die Grabbeigaben plünderten und ein Großfeuer legten. Was man eben anstellen muss, um sich im kollektiven Gedächtnis der Unterlegenen als Feindbild zu etablieren. Fortan wurden die „Welschen“ als Bedrohung wahrgenommen, derer sich „die Deutschen“, weil heillos in Fürstentümer zersplittert, nicht erwehren konnten.

Können Länder befreundet sein?
Vor allem, wenn sie so oft Krieg
gegeneinander geführt haben? Über
das erstaunliche Verhältnis
von Frankreich und Deutschland

pas*

* Französisch für "Verlass mich nicht"

Der Hass auf Frankreich aber schweißte die Deutschen zusammen, wie die Liebe zu Frankreich sie spaltete. Ab 1789 flohen deutsche Dissidenten nach Paris. Ihnen entgegen kam kutschenweise der französische Adel, der sich vor der Revolution unter anderem nach Mainz in Sicherheit bringen wollte. Dort wurden die Revolutionstruppen 1792 noch als Befreier empfangen.

Womit Preußen ins Spiel kommt, das nach den „Befreiungskriegen“ gegen Napoleon ein Feindbild brauchte, um die „deutschen Völker“ hinter sich zu scharen. Der „Erbfeind“ ist ein Schlagwort des 19. Jahrhunderts. National gesinnte Dichter gaben sich große Mühe, es den Deutschen einzureden.

Als er dann schließlich ausbrach, der Deutsch-Französische Krieg von 1870 bis 1871, entstand nach der Kapitulation von Frankreich im Spiegelsaal von Versailles das Deutsche Reich und damit erst die deutsche Nation. Mit Freude und fliegenden Fahnen ging es mit dem Ersten Weltkrieg ab 1914 in den zweiten Waffengang, der das Schlachten auf industrielles Niveau hob. Bei Verdun liegt Fleury, eines der zerstörten Dörfer, der *villages détruits*. Es gibt noch Ortsbilder, die dem Besucher das Herz brechen, weil es da sonst nichts mehr gibt – nur noch einen bis heute durch Munition verseuchten Boden.

Über diesen Boden rollten im Zweiten Weltkrieg die Panzer der Wehrmacht. Traumatisch war die Unterwerfung für die Franzosen auch, weil die Deutschen in Vichy bis zur Befreiung des Landes ein Regime willfähriger Kollaborateure hatten.

Doch nach dem Zweiten Weltkrieg geschah etwas Merkwürdiges. Charles de Gaulle ergänzte den napoleonischen Begriff der *Grande Nation* um Großzügigkeit – und reichte Kanzler Adenauer

die Hand. Wobei er natürlich auch nationale Interessen verfolgte: Das Monster im Osten, so sein Kalkül, musste durch Einbeziehung in ein europäisches Projekt entwaffnet werden. Mit der „Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl“ (Montanunion) war Deutschland nicht nur eingemeindet in die kontinentale Familie, dieser Vertrag wurde auch zum Fundament für die Europäische Union.

Kritisiert wird diese Freundschaft heute aus zwei Richtungen. Von rechts wird hingewiesen auf die heftige Konkurrenz zwischen den beiden mächtigsten Volkswirtschaften in Europa. Von links wird bemängelt, dass Frankreich und Deutschland als „Kerneuropa“ im Grunde ein Staatenkartell bilden.

Beides trifft zu, beides geht an der Sache vorbei. Immerhin schlagen sich Frankreich und Deutschland heute nicht mehr die Zähne ein, wenn die Bettdecke für beide zu kurz ist. Sondern rücken näher zusammen.

Mit Blick auf die Vergangenheit darf man das durchaus Freundschaft nennen. ✦



Eine Freundschaft unter Politikern kann auch dazu führen, dass sich Länder näherkommen: der ehemalige französische Staatspräsident François Mitterrand (l.) und Ex-Bundeskanzler Helmut Kohl

Liebesgrüße aus Moskau

Die Freundschaft zur Sowjetunion gehörte zur Staatsdoktrin der DDR. Aber woraus bestand sie im persönlichen Leben? Und was ist von ihr geblieben? Eine Erinnerung



Im November 1985 schloss ich eine ungewöhnliche Freundschaft. Ich war damals 14 Jahre alt und trat der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft (DSF) bei. Mit rund sechs Millionen Mitgliedern war sie die zweitgrößte Massenorganisation in der DDR. Das blaue Heftchen, das mir zu Beginn überreicht wurde, besitze ich noch heute. Im Gegensatz zu den Mitgliedsheften der Jungen Pioniere oder des Deutschen Turn- und Sportbunds habe ich es nach dem Mauerfall nicht weggeworfen. Vielleicht ist das Zufall. Vielleicht aber habe ich es in dem Moment, als so vieles seinen Wert verlor, was in der DDR noch eine Bedeutung hatte, auch deshalb aufbewahrt, weil es für mich beides war: das Symbol einer staatlich verordneten Freundschaft und das Zeugnis einer

Erich Honecker (Mitte)
und die Kosmonauten
Sigmund Jähn (links) und
Waleri Bykowski

widersprüchlichen Beziehung, die ich wie viele Menschen in der DDR zur Sowjetunion hatte. Bis heute prägt diese Erfahrung meinen Blick auf Russland.

Das Heftchen ist voller kleiner 10-Pfennig-Marken, das war Monat für Monat der Mitgliedsbeitrag. Ich habe sie wahrscheinlich in der Hoffnung eingeklebt, dass mich jede einzelne von ihnen den Freunden – so sagte man in der DDR zu den Menschen in der Sowjetunion – ein Stück näherbringen würde. Ein Kinderglaube. Denn in Wirklichkeit geschah nichts dergleichen. Das Land und die Menschen, mit denen ich offiziell befreundet war, blieben mir fern.

Als meine Freundschaft mit der Sowjetunion Mitte der 1980er-Jahre offiziell begann, kühlte die Freundschaft zwischen den beiden Staaten ab. Mit der beginnenden Entspannungspolitik von Perestroika und Glasnost unter dem neuen Generalsekretär Michail Gorbatschow wollte die DDR-Führung nichts zu tun haben. Reisen in die Sowjetunion waren für die meisten DDR-Bürger nur als organisierte Gruppenreisen möglich. Dazu kam die Katastrophe von Tschernobyl 1986, über die in den DDR-Medien kaum berichtet wurde, an der die Bevölkerung aber großen Anteil

nahm. Und als im Jahr 1988 die sowjetische Zeitschrift „Sputnik“ in der DDR verboten wurde, war das für viele ein Zeichen, dass die offizielle Freundschaft mit der Sowjetunion einen deutlichen Riss bekommen hatte. Nun traten selbst Leute in die DSF ein, die früher unter keinen Umständen Mitglieder geworden wären. Sie wollten ein Zeichen setzen, dass sie den von Gorbatschow eingeschlagenen Reformkurs für richtig hielten.

Im Alltag war das Bild „unserer Freunde“ auch vorher schon von Rissen durchzogen. Zu sehr widersprach die durchweg positive Erzählung vom Sieg der Roten Armee im Zweiten Weltkrieg den persönlichen Erlebnissen unserer Eltern- und Großelterngeneration. Die fröhlichen Gesichter von Irina und Boris in meinem Russischlehrbuch hatten nichts gemein mit den traurigen Augen der jungen Soldaten hinter den Gittern der russischen Kaserne, an der ich als Kind oft vorbeilief. Kaum älter als ich, steckten sie in viel zu großen, starren Uniformen. Dennoch gehörten sie einer Armee an, die einst, im Januar 1945, Auschwitz befreit hatte. Wir lasen Bücher wie „Ein Menschenschicksal“ von Michail Scholochow und „Djamila“ von Tschingis Aitmatow und konnten uns doch kein richtiges Bild machen, wie die Menschen in Russland wirklich lebten.

Niemand in meiner Familie oder im näheren Bekanntenkreis in der DDR hatte Kontakt zu Russen. Und auch ich begegnete ihnen erst, nachdem ich schon lange keine Marken mehr ins Mitgliedsheft einklebte. In den 1990er-Jahren sprach mich auf der Straße plötzlich jemand in der Sprache an, die ich seit der fünften Klasse in der Schule gelernt hatte. Aber meine russischen Vokabeln passten nicht in die neue Wirklichkeit in dem Land, das es inzwischen nicht mehr gab. So wie sie vielleicht nie ins echte Leben gepasst hatten. Mir fehlten die Worte, um die verordnete Freundschaft in eine echte Freundschaft zu verwandeln.

Wenn ich heute auf der Straße die russische Sprache höre oder Nachrichten aus Russland verfolge, eröffnet sich für mich, wie für viele andere Ostdeutsche auch, ein Erinnerungsraum

widersprüchlicher Erfahrungen. Darüber zu sprechen fällt manchmal schwer. Denn allzu oft wird aus jener alten, vielschichtigen Freundschaft eine neue abgeleitet: eine Putin-Freundschaft. Wie unzulässig diese Vereinfachung ist, wird deutlich, wenn man sich vor Augen führt, dass niemandem, der in Westdeutschland sozialisiert wurde und von Amerika schwärmt, Sympathien für Donald Trump unterstellt werden. Ostdeutsche haben ein anderes Verhältnis zu Russland als Westdeutsche.

Ein bisschen lässt sich meine Freundschaft zu Russland mit den russischen Matroschkas vergleichen, die in fast jeder DDR-Schrankwand standen: Öffnet man eine Puppe, kommt die nächste zum Vorschein. ⤵

In der DDR war die Freundschaft mitunter staatlich verordnet: Ihr Freundschaftsheftchen von damals hat unsere Autorin noch



VERRAT

Teil 1



Judas und Jesus

Eine Szene aus dem Neuen Testament wird zum Inbegriff des Verrats und einer Wurzel des Antisemitismus. Als Jesus mit seinen Freunden das Pessach-Fest feiert, so die Bibel-Überlieferung, ahnt er schon, dass das sein letztes Abendmahl sein wird. Nach dem Essen geht er mit seinen Jüngern nach draußen, in den Garten Gethsemane am Ölberg in Jerusalem. Eine Gruppe von Hohepriestern tritt heran. Einer der Jünger geht direkt auf Jesus zu – und küsst ihn. Der Kuss ist ein Zeichen, das Judas mit den Priestern abgesprochen hat. Die Feinde wissen jetzt also, wer Jesus ist, sie stürzen auf ihn zu, um ihn zu verhaften und zu kreuzigen. Judas kassiert dafür 30 Silbermünzen.

Diese Figur aus der Bibel ist Judas Iskariot. Er wird als Prototyp eines Verräters in die Geschichte eingehen, der Judaskuss zum Symbol des Verrats werden. Die Erzählung lässt aber viele Fragen offen. Der israelische Schriftsteller Amos Oz hielt sie für eine gefährliche Legende, um den Juden Hass zu instrumentalisieren. Zum einen sei Jesus stadtbekannt gewesen, keiner hätte

ihn durch einen Kuss verraten müssen. Außerdem sei Judas reich gewesen und nicht auf die Silbermünzen angewiesen.

Viele Theologen legen die Geschichte heute anders aus. War das Ganze vielleicht gar kein Verrat? Hat Judas nur einen göttlichen Auftrag erfüllt? Manche glauben, dass Jesus von seinem Tod und auch seiner Auferstehung wusste – und Judas geradezu zum Verrat aufforderte, damit alles nach Plan verlief. Außerdem bedeutet das griechische „paradidomi“, das die Evangelisten verwenden, eigentlich „übergeben“. Luther übersetzte es mit „überantworten“ und erst modernere Bibelübersetzungen dann mit „verraten“. Womöglich hat Judas Jesus also gar nicht „verraten“, sondern ihn einfach „übergeben“, also nur seinen Auftrag erfüllt.

Auch wenn die Bibel keine historischen Fakten wiedergibt, katastrophale Folgen hatte die Geschichte allemal: Sie hat über Jahrhunderte bei vielen Christen den Hass auf die Juden als „Volk der Gottesmörder“ geschürt – und wurde oft zum Vorwand für Antisemitismus.

Jenni Roth

Es ist Silvester, und ich bin mit meinen beiden engsten Freunden auf einer großen Party. Den einen kenne ich aus der Uni, mit dem anderen bin ich aufgewachsen. Auf mehreren Stockwerken eines besetzten Hauses in Berlin hängen Leute herum, rauchen selbst gedrehte Zigaretten und trinken Bier. Wir stehen im Hof am Lagerfeuer. Der Spaß ist an diesem Abend ungleich verteilt: Mein Unifreund hat viel davon, scherzt und flirtet mit anderen Gästen. Bei meinem Kindheitsfreund geht er gegen null, seit geraumer Zeit flucht er nur noch. Das schlimmste Silvester seines Lebens, wird er später sagen. Es ist ihm hier zu schmutzig, zu oll, zu dreckig. Er wird nicht warm mit den anwesenden „Hippies“ und verschwindet kurze Zeit später.

Beide stehen mir sehr nah, ihre Lebenswelten haben jedoch nicht viel gemein. Mein Unifreund hat nach dem Abitur eine Weile in London gelebt und ist auch sonst ziemlich viel auf Reisen. Mein Kindheitsfreund machte nach der Schule eine Ausbildung bei Burger King und arbeitete lange als Sicherheitsmann. Des einen Eltern sind Drehbuchautor und Therapeutin, die des anderen Koch und Putzfrau. Der eine raucht ausschließlich Selbstgedrehte, der andere hat immer eine Marlboro-Schachtel dabei. Ihre jeweiligen Freundeskreise sind extrem unterschiedlich, und doch bin ich selbst Teil von beiden.

Ganz zugehörig habe ich mich aber nie einer Gruppe gefühlt. Ich klemmte zwischen den Schubladen fest: zu prollig für die Alternativen, zu deutsch für die Ausländer. Obwohl ich es mir wünschte, hatte ich nie die eine Clique, wie man sie aus vielen Filmen kennt – eine, in der alle ähnlich aussehen, die gleichen Interessen haben und die gleiche Musik feiern. Stattdessen waren meine Freundeskreise immer sehr verschieden, und in jedem spielte ich eine etwas andere Rolle.

Zuerst passierte das beim Wechsel auf die Oberschule. Die

befand sich nämlich im Osten Berlins, und das Herkunftsmilieu vieler meiner neuen Schulkameraden unterschied sich wesentlich von meinem. Ich komme aus Kreuzberg, und auf meiner Grundschule waren fast ausschließlich Kinder mit Migrationshintergrund.

Plötzlich hatte ich also zwei Bekanntenkreise. Während ich mit meinen neuen Schulfreunden auf Partys Wodka trank, herumberlinerte und Fußballlieder grölte, hing ich mit meinen Kreuzberger Jungs in Shisha-Bars herum, schwor sehr viel auf Personen und Dinge und spuckte U-Bahnhöfe voll – ohne jemals die technische Raffinesse meiner Kumpels zu erreichen. In der Schule war ich frech, versuchte ein bisschen den Rebellen zu spielen, während ich in Kreuzberg eher ein Mitläufer war.

Mir gefiel die Art meiner aktuellen Schulfreunde, sich selbst nicht allzu ernst zu nehmen. Was ich aber nicht mochte, war ihr ausgeprägter Individualismus. Bei meinen Kreuzberger Freunden ging es viel gemeinschaftlicher zu. Ein imaginäres Konto, das ständig Entscheidungen auf persönlichen Profit oder Verlust abwägt, gab es da nicht. Sie wären auch heute noch die Ersten, die bei mir auf der Matte stehen würden, um mir zum Beispiel beim Umzug zu helfen.

Während meiner letzten Schuljahre und kurz danach kamen zwei weitere Freundeskreise dazu. Erstens die Clique meiner besten Freundin. Eine gemischte Jungs- und Mädchengruppe. Die meisten sind eher introvertiert, zurückhaltend, an vielem interessiert. Es ist das erste Mal, dass ich eine enge Beziehung zu einem Mädchen habe, ohne Hintergedanken. Ich merke, wie befreiend es sein kann, nicht nur in großen Junggruppen unterwegs zu sein. Bei ihr kann ich auch meine verletzlichere Seiten zeigen. Das ganze Aufplustern und das Gefühl, sich beweisen

Zeig mir deine Freunde, und ich sag dir, wer du bist! Irgendwo im Internet habe ich das mal gelesen. Klingt irgendwie weise, aber bei mir ging das noch nie so richtig auf

zu müssen, das ich sonst gewohnt bin, fällt weg. Andererseits ist die Clique manchmal so ruhig, dass ich dort öfter zum Wortführer und Clown werde, wogegen ich bei meinen anderen Freunden eher als der Stille gelte.

Ins Nachtleben stürzen kann ich mich mit ihnen nur bedingt. Umso besser klappt das dagegen mit den „Cousins“, einer Gruppe Männer aus Südneukölln. (Nur einer von ihnen ist wirklich mein Cousin, aber durch ein Missverständnis hat sich dieser Name für alle durchgesetzt.) Alle sind laute Typen, mit denen ich gut herumblödeln und einen Abend lang über Unsinn diskutieren kann („Würdest du lieber gegen einen Bären oder gegen einen Gorilla kämpfen?“). Irgendwann kann die ewige Stumpfheit aber auch nerven, und ich sehne mich wieder nach meiner besten Freundin. Was ich jedoch an den Cousins liebe, ist, dass keiner von ihnen ein besonderes Geltungsbedürfnis hat.

Diesen Schlag Mensch lerne ich nämlich seit Kurzem in großer Zahl kennen. Ich gehe oft in Clubs und gerate dort immer wieder an Menschen, deren Lebensinhalt gewissermaßen aus Ausgehen besteht. Durchgestylte Kosmopoliten, die ihren Instagram-Auftritt akribisch kuratieren, auf gesponserten Events Freigetranke schlürfen und Lebensetappen in anderen Metropolen hinter sich haben. Enge Freundschaften entstehen da eher nicht, mir fehlt bei den meisten eine gewisse Bodenständigkeit. Ich teile aber kulturelle Interessen mit einigen und genieße, dass viele von ihnen aus dem Ausland sind. Hinweise auf meine Sozialisation kann ich beim Englischsprechen ganz gut verbergen.

Es kommt nun also vor, dass ich einen Abend Tee trinkend im Shisha-Café verbringe und den nächsten mit einem Herrengedeck in der Eckkneipe. Mal diskutiere ich beim Wein mit einer



Künstlerfreundin über kulturelle Aneignung, dann wieder sitze ich im Park mit Bluetooth-Lautsprechern, höre 2000er Deutschrap und trinke Whiskey-Cola aus der Dose.

Zwar benehme ich mich in jeder Konstellation etwas anders, aber ich versuche, nicht völlig zum sozialen Chamäleon zu werden. Man muss es nicht

immer allen recht machen. Mit manchen Freunden spreche ich mehr Berlinerisch, bei anderen streue ich vielleicht mal ein arabisches Wort ein. Aber ich grüße nicht gleich überschwänglich mit „Assalamu alaikum“ und Bruderkuss auf die Wange. Auch zu meinen politischen Überzeugungen stehe ich: Bei meinen Freunden drücke ich kein Auge zu, wenn

sie sich homophob, rassistisch oder frauenfeindlich äußern.

Ich finde es schön, dass ich Zugang zu verschiedenen Lebenswelten habe. Ich kann mir überall was abgucken. Und es fällt mir leichter, über Äußerlichkeiten, Geschmäcker und Stile hinwegzusehen. Denn was wirklich zählt, sitzt eh tiefer als Kleidung oder Frisur. ↵

Was war und was bleibt

Von Skip Hollandsworth



In der vierten Stunde hatten die Mädchen Sportunterricht. Nur wenige bemerkten die neue Schülerin. Sie hatte lange schwarze Haare und mahagonibraune Augen, und als sie die Turnhalle betrat, setzte sie sich allein auf die Tribüne. Neugierig starrte sie auf die Mädchen in ihren Shorts und T-Shirts, die Hampelmänner und Liegestütze machten. Sie war unsicher, was sie tun sollte, und schien etwas verloren.

Kurz vor Ende der Stunde kam eine Schülerin auf sie zu, sie hatte strohblondes Haar und türkisfarbene Augen. Auf ihrem blauen T-Shirt stand in weißen Buchstaben ein Bibelvers, Matthäus 4,19: „Folgt mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen.“

Das Mädchen mit den blonden Haaren lächelte. „Ich bin Jaelyn“, sagte sie.

Das Mädchen mit den schwarzen Haaren lächelte zurück. „Ich bin Sabika.“ Und sie erzählte, dass sie eine Austauschschülerin aus Pakistan sei.

„Das ist ja cool“, antwortete Jaelyn. „Pakistan.“

Die Mädchen unterhielten sich weiter. Jaelyn erzählte Sabika, dass sie mit vollem Namen Jaelyn Cogburn hieß. Sie war 15, ebenfalls neu an der Schule und kannte noch nicht viele Leute. Auch Sabika nannte ihren vollen Namen und ihr Alter, Sabika Sheikh, 16. Sie kannte noch niemanden.

Die Glocke läutete. Jaelyn und Sabika zogen weiter zu ihren nächsten Unterrichtsstunden. Am Ende des Schultages lief Jaelyn zum Parkplatz, wo ihre Mutter Joleen schon wartete. Während sie auf den Beifahrersitz kletterte, erzählte sie von dem Mädchen, das sie im Sportunterricht kennengelernt hatte. „Mom“, fragte sie, „wo ist Pakistan?“



Die Austauschschülerin Sabika aus Pakistan wurde Jaelyns beste Freundin an der Highschool. Sie sprachen über Jesus, Allah und ihren Schulalltag. Bis eines Tages ein Mitschüler um sich schoss

„Das liegt auf der anderen Seite der Welt“, sagte Joleen. Sie blickte ihre Tochter etwas verwundert an. „Bist du dir sicher, dass sie Pakistan gesagt hat?“

Trotz der Nähe zu Houston fühlt sich Santa Fe mit seinen 13.000 Einwohnern immer noch sehr nach Kleinstadt an. Joleen, 35 Jahre alt, und ihr Mann Jason, 46, leben mit ihren sechs Kindern, von denen drei adoptiert sind, auf dreieinhalb Hektar in einem gemütlichen zweistöckigen Haus neben einem

kleinen Teich. Ihre Nachbarn bauen Gemüse an und besitzen ihr eigenes Vieh. „Um ehrlich zu sein, passiert in unserer Gegend nicht viel“, sagte Joleen

Jaelyn und Sabika (ganz links) mit Freunden

eines Nachmittags an ihrem Küchentisch. Sie schmunzelte. „Na ja, unser Pastor ist mal auf dem Weg zur Kirche gegen eine Kuh gelaufen.“

Wie alle Kinder der Familie Coghurn wurde auch Jaelyn, das älteste eigene Kind, zu Hause von Joleen unterrichtet, die sich in ihrem Lehrplan an der Bibel orientierte. Jaelyn war schüchtern. Abgesehen von der Gesellschaft ihrer Geschwister und ein paar Mädchen aus ihrer kirchlichen Jugendgruppe war sie meistens für sich. Doch irgendwann hatte sie ihre Eltern mit dem Beschluss überrascht, dass sie nun neue Leute kennenlernen wollte. Sie sagte, Gott habe es ihrem „Herzen aufgetragen“, auf die Highschool in Santa Fe zu gehen.

Joleen und Jason erwarteten, dass es ihrer Tochter schwerfallen würde, sich an das Leben an einer öffentlichen Schule mit 1.500 Schülern zu gewöhnen. Das Gegenteil war der Fall. Jaelyn kam am ersten Schultag strahlend nach Hause und berichtete ganz aufgeregt von dem Mädchen aus Pakistan. Als Joleen sich an das Abendessen machte, zog sich Jaelyn in ihr Schlafzimmer zurück, wo fünf Bibeln in ihrem Bücherregal aufgereiht waren. Sie googelte Pakistan und erfuhr, dass es in Südasien liegt. Dass es auf der einen Seite an Indien und China grenzt und auf der anderen an Afghanistan und Iran. Sie las, dass fast alle 200 Millionen Einwohner Pakistans Muslime sind. Jaelyn ging wieder nach unten, lief in die Küche und erklärte Joleen, dass Sabika wahrscheinlich Muslimin sei. „Weißt du, Mom“, sagte sie, „ich habe bis jetzt noch nie einen Muslim getroffen.“

„Tja, vielleicht hat Gott euch ja nicht ohne Grund zusammengebracht“, antwortete Joleen. „Wer weiß? Vielleicht werdet ihr beiden Freundinnen.“

Am selben Abend ging Sabika im Haus ihrer Gastfamilie, einem in Pakistan geborenen muslimischen Paar, das schon seit Jahren ein ruhiges Leben in Santa Fe führte, in ihr Zimmer und rief ihre Eltern an – im über 13.000 Kilometer entfernten Karatschi.

In der weitläufigen Hafenstadt im Süden Pakistans hatte der nächste Tag schon begonnen. Sabikas Mutter Farah und ihr Vater Aziz waren seit der Morgendämmerung mit



ihren anderen drei Kindern wach. Wie jeden Morgen hatte sie der Gebetsruf geweckt, der aus den Lautsprechern des Minaretts der benachbarten Moschee kam. „Aschhadu an laa ilaha illa'Llah“ („Ich bezeuge, dass es keinen Gott außer dem einen Allah gibt“), sang der Muezzin, und seine Stimme hallte durch die Straßen.

Sabika erzählte ihren Eltern von ihrem ersten Tag an der amerikanischen Highschool.

„Und wirst du gut behandelt?“, fragte Aziz sie.

„Ja, Baba“, sagte Sabika, „sehr gut.“

Seit Sabika ein kleines Mädchen war, hatten Aziz und Farah sie die islamischen Gebote für ein tugendhaftes Leben gelehrt. Zum Beispiel, dass sie Wut, Gier, Unehrlichkeit oder Misstrauen nicht in ihrem Herzen tragen sollte und dass sie, wenn sie Barmherzigkeit von Allah erwartete, auch anderen gegenüber barmherzig sein sollte.

Sabika war eine hervorragende Schülerin. Bereits am Ende ihrer Grundschulzeit sprach sie fließend Englisch. In der weiterführenden Schule gewann sie den Golden Pen Award für kreatives Schreiben und war die Zweitbeste ihrer Klasse bei den Abschlussprüfungen. Freundschaften zu schließen fiel ihr leicht.

Am Telefon machte sich Sabika mit ihren Freundinnen über pakistanische Fernsehserien und über Popsänger lustig, die in der Musiksendung „Coke Studio Pakistan“ aufgetreten waren. Sie sprachen über amerikanische Fernsehsendungen, die sie auf YouTube angeschaut hatten – „American Idol“, „America's Got Talent“, „Friends“ und die „Ellen DeGeneres Show“. Und manchmal fragten sie sich, wie das Leben in Amerika wohl wirklich ist.

Im Herbst 2016 erfuhr Sabika von ihrer älteren Cousine Shaheera von einem Austauschprogramm des US-amerikanischen Außenministeriums, das nach dem 11. September 2001 vom Kongress ins Leben gerufen worden war, um die

kulturellen Beziehungen zur muslimischen Welt zu stärken. Sabika zögerte nicht lange und erzählte ihren Eltern, dass sie sich dafür bewerben wollte.

Im Januar 2017 bekam sie die Nachricht, dass sie eine von etwa 900 Schülerinnen und Schülern war, die ausgewählt worden waren. „Ich bin wie eine Verrückte herumgesprungen“, sagte sie damals in einem YouTube-Video, das sie für ihre Freundinnen aufgenommen hatte.

Obwohl sie ihren Eltern versichert hatte, dass ihre ersten Tage an der Santa Fe High gut verlaufen waren, vertraute Sabika ihrer Cousine an, dass es ihr schwerfiel, sich dort einzuleben. Sie konnte den Witzen ihrer Klassenkameraden und den Anspielungen auf Filme und Songs kaum folgen. Sie spürte auch, dass sich andere Schüler um sie herum unwohl fühlten und sie wegen ihres Akzents nicht verstanden.

Die einzige Ausnahme, so erzählte sie Shaheera, war ein schüchternes Mädchen in ihrem Sportunterricht – Jaelyn Cogburn. Jeden Tag in der vierten Stunde lief Jaelyn mit Sabika die Aufwärmrunden in der Sporthalle und stellte ihr dabei Fragen, die auf dem basierten, was sie im Internet recherchiert hatte. Durfte Sabika tatsächlich kein Schweinefleisch essen, weil es als unrein galt? (Richtig.) Würde sie ihren Eltern erlauben, ihre Ehe zu arrangieren? (Höchstwahrscheinlich, obwohl sie den Mann zuerst würde treffen wollen.) Und glaubte sie wirklich, dass der Koran das letzte Wort Gottes war? (Natürlich, sagte Sabika.)

Das Ganze funktionierte auch umgekehrt, und auch Sabika, die zuvor noch nie einen Christen getroffen hatte, fragte Jaelyn nach ihrem Glauben. Jaelyn erklärte, dass sie im Alter von fünf Jahren ihr Leben Jesus Christus gewidmet hatte. Sie zeigte Sabika die Bibel-App auf ihrem Handy, Sabika öffnete ihre Koran-App zusammen mit dem digitalen Kompass ihres Telefons. Er war ihr verlässlicher Begleiter, damit sie bei ihren täglichen Gebeten immer nach Osten in Richtung Mekka blickte.

Jaelyn und Sabika trafen sich nun jeden Tag zum Mittagessen in der Schulkantine. Im Oktober lud Jaelyn Sabika zu sich nach Hause ein. „Willkommen in Texas!“, sagte Joleen und umarmte sie. Für Sabika war Joleen wie alle amerikanischen Mütter, die sie im Fernsehen gesehen hatte – hübsch, aufgeschlossen und immer bereit, alles stehen und liegen zu lassen, um einem ihrer Kinder zu helfen.

Anfang Dezember erwähnte Sabika gegenüber Jaelyn, dass sie gern in eine neue Gastfamilie umziehen würde und deshalb die Stipendienorganisation kontaktiert habe. Ihre jetzigen Gasteltern seien sehr nett, aber sie wolle unbedingt erleben, wie das Leben in einer nichtmuslimischen amerikanischen Familie aussehe. Am selben Abend fragte Jaelyn ihre Eltern, ob sie Sabika aufnehmen könnten. „Schatz, ich muss schon sechs Kinder großziehen“, war Joleens prompter Antwort. Aber sie bemerkte Jaelyns flehenden Blick.

Schließlich bekam Sabika ein Schlafzimmer im Obergeschoss. Sie hängte eine pakistanische Flagge an die Wand und klebte eine ihrer Lieblingspassagen aus dem Koran an das Kopfteil ihres Bettes.

In den USA war es für Sabika zunächst ziemlich schwer, Freunde zu finden

Ihren Freunden erzählten Jason und Joleen erst später von dem neuen Gast. Sie konnten sich deren Reaktion bereits vorstellen: „Was macht ihr denn mit einem muslimischen Mädchen aus einem Land, in dem Terroristen leben?“

Als sich Heiligabend näherte, äußerte Sabika den Wunsch, zusammen mit der Familie zur Kirche zu gehen. Gekleidet in ein knöchellanges traditionelles pakistanisches Kleid setz-

te sie sich neben Jaelyn. Verblüfft hörte sie zu, als der Pastor davon sprach, dass Jesus in einem Stall von einer Jungfrau geboren worden war. Sie beobachtete, wie die Gläubigen das Abendmahl feierten, und sie erhob sich mit allen anderen, um christliche Lieder zu singen.

Am nächsten Tag feierte Sabika Weihnachten mit den Cogburns, in der Woche darauf besuchten sie zusammen ein christliches Treffen. Dort verbreitete sich die Nachricht, dass sie eine praktizierende Muslimin sei. Ein Teenager frag-

te Sabika, ob sie eine Terroristin sei. „Hör auf damit!“, fauchte Jaelyn, „Sabika ist meine Freundin!“

„Du bist mit ihr befreundet?“ Der Junge ließ nicht locker. „Wir sind beste Freundinnen“, konterte Jaelyn.

Genauso wie in Pakistan war Sabika auch in den USA eine gute Schülerin. In Physik hatte sie Bestnoten. Für den Englischunterricht las sie pflichtbewusst amerikanische Klassiker und schrieb eine Arbeit über die #MeToo-Bewegung. In Geschichte hielt sie eine Präsentation über Pakistan, in der sie von den freundlichen Menschen und dem leckeren Essen schwärmte. Auch in anderer Hinsicht hinterließ sie einen bleibenden Eindruck. „Ich weiß nicht, wie ich das genau erklären soll, aber man hat sich in Sabikas Gesellschaft einfach wohlfühlt“, sagte ihr Sportlehrer. „Sie hat nie gestritten, und sie war nie verärgert. Sie war eine Friedensstifterin.“

Jeden Abend lag sie mit Jaelyn auf ihrem Bett – Sabikas Kopf an einem Ende, Jaelyns am anderen. Mithilfe ihrer Smartphone-Apps zitierte Jaelyn die Bibel und Sabika den Koran.

So ging es stundenlang, bis sie schließlich das Thema wechselten und sich darüber austauschten, was an diesem Tag in der Schule passiert war.



Manchmal wurde Sabika aber auch mit tragischen Aspekten des Lebens in den USA konfrontiert. Im Januar erfuhren sie und Jaelyn, dass ein Schüler der Santa Fe High Selbstmord begangen hatte. Am Valentinstag erhiel-

ten sie auf ihren Handys Eilmeldungen, dass es eine Schießerei an einer Highschool in Florida gegeben hatte. Ein 19-jähriger Ex-Schüler hatte 17 Schüler und Mitarbeiter getötet, weitere 17 verwundet.

Sabika war mit Gewalt an Schulen vertraut. Im Laufe der Jahre hatten die Taliban in den Stammesgebieten Pakis-

Sabika bekam in Pakistan Auszeichnungen für ihre schulische Leistung

tans die Schulen gewaltsam geschlossen, an denen Mädchen unterrichtet wurden. Im Jahr 2014 überfielen bewaffnete Männer eine Schule in der Stadt Peschawar und töteten 149 Menschen, darunter 132 Schüler. Doch das, was in Parkland, Florida, geschehen war, konnte Sabika nicht verstehen. Warum, fragte sie Jaelyn, lief ein amerikanischer Junge, der mit Privilegien gesegnet war, die die meisten Pakistanis nur aus dem Fernsehen kennen, Amok?

Der Frühling begann. Da ihre Zeit in den USA langsam zu Ende ging, versuchte Sabika, noch möglichst viel vor ihrer Rückreise nach Pakistan zu unternehmen. Sie trug Jaelyns Cowboystiefel zum Rodeo in Houston, und sie versuchte das Fahrradfahren zu lernen.

Aber sie hatte auch Heimweh und sah sich online Kricketspiele der pakistanischen Nationalmannschaft gegen Indien an. Sie streamte die Fernsehshow „Coke Studio Pakistan“. Dann schrieb sie einen Brief an Jaelyn. „Ich weiß wirklich nicht, wie ich deine Abwesenheit ertragen soll, wenn ich wieder in Pakistan bin. Du bist toll, witzig, fürsorglich, sensibel, gottliebend, menschenliebend, eine Frohnatur, positiv und einfach nur fantastisch.“

Sabikas Rückkehr nach Karatschi war für den 9. Juni geplant. Am 18. Mai, noch bevor die Sonne aufging, aßen Sabika und Jaelyn schnell ihr Frühstück und fuhren dann mit dem alten grünen Pick-up der Familie zur Schule. Jaelyn hatte zwar keinen Führerschein, aber die Schule war weniger als eine Meile entfernt, und der Weg führte über eine Nebenstraße. Auf dem Weg vom Parkplatz zu den Unterrichtsräumen verabschiedeten sie sich voneinander.

Wenige Minuten nachdem Jaelyn sich im Biologieunterricht an ihren Platz gesetzt hatte, ertönte der Feueralarm. „Das ist wahrscheinlich nur eine Übung“, sagte die Lehrerin. „Lasst all eure Sachen bei euren Tischen.“

Jaelyn verließ die Schule zusammen mit ihren Klassenkameraden durch eine Seitentür. Draußen rasten mehrere Polizeiautos mit lautem Sirenengeheul vorbei. Ein Lehrer erzählte von einer Schießerei im Kunstraum, und in der Ferne sah Jaelyn ein Mädchen, das aus der Schule humpelte. Sie versuchte mehrfach, Sabika anzurufen, doch es meldete sich immer nur die Mailbox. Die lokalen Fernsehsender unterbrachen ihre laufenden Sendungen und warnten davor, dass sich ein Amokläufer an der Highschool in Santa Fe aufhielt.

In Karatschi hatten Aziz, Farah und ihre Kinder gerade zu Abend gegessen. Aziz schaltete den Fernseher ein, um sich die neuesten Nachrichten des Senders Pakistan 92 anzusehen. Er las im Newsticker von einer Schießerei an einer texanischen Schule und wechselte zu CNN. Auf dem Bildschirm erschien ein Foto der Highschool, die seine Tochter besuchte.

Aziz rief Sabika an, 24 Mal in Folge. Schließlich versuchte er es bei Jason, der inzwischen mit Joleen zur Highschool gefahren war. Die beiden Männer hatten noch nie zuvor miteinander gesprochen. Jason sprach langsam, damit Aziz ihn verstehen konnte. Er sagte, Sabika werde vermisst, und sobald er mehr Informationen habe, werde er zurückrufen.

Jason, Joleen und Jaelyn wurden in ein nahe gelegenes Schulgebäude geschickt, genauso wie andere Familien, die noch auf der Suche nach ihren Kindern waren. Immer wieder kam ein Bus mit Schülern an, die noch in der Highschool

gewesen waren. Die Cogburns sahen sich jede Schülerin an, die aus dem Bus stieg, in der Hoffnung, dass Sabika auftauchen würde. Der letzte Bus kam um 13:30 Uhr, in ihm saßen die Schüler aus dem Kunstraum. Joleen fragte, ob jemand Sabika gesehen habe. Eine Schülerin erzählte, dass sie mitbekommen habe, wie Sabika morgens zum Kunstunterricht gegangen war, aber nicht, dass sie den Raum wieder verlassen hatte. Dann bekam Jason einen Anruf von einem Freund im Krankenhaus. Er nahm Jaelyn und Joleen mit in einen leeren Raum, um ihnen zu sagen, dass Sabika tot war. Jaelyn brach zusammen, und Joleen begann zu schreien.

Nachdem die Cogburns nach Hause gefahren waren, ging Jason nach draußen und rief Aziz an. Dieser stand in Karatschi in seinem Wohnzimmer, umgeben von Freunden und Verwandten, die von der Schießerei gehört hatten. Farah saß mit den Kindern auf dem Sofa. Nachdem er mit Jason gesprochen hatte, legte Aziz das Telefon nieder. Er wandte sich an alle im Raum und sagte: „Sabika lebt nicht mehr.“

Acht Schüler und zwei Lehrer starben an diesem Tag an der Santa Fe High, 13 weitere wurden verwundet. Der 17-jährige Schüler Dimitrios Pagourtzis wurde verhaftet. Er gestand die Morde.

Dimitrios war nicht vorbestraft. Als Kind war er Mitglied einer Tanzgruppe der griechisch-orthodoxen Gemeinde. Später spielte er in einem der Footballteams der Schule. Er war ein ruhiger Typ, viele Schüler kannten ihn überhaupt nicht. Jaelyn und Sabika waren ihm zuvor nie begegnet, aber ihre Freundin Samantha hatte schon ein paar Mal versucht, mit ihm zu reden; sie machte ihm einmal ein Kompliment wegen der



Kampfstiefel, die er oft in der Schule trug. Aber er hatte sie stehen lassen, ohne ihr eine Antwort zu geben.

Angeblich führte eine Begegnung mit einer 16-jährigen Schülerin zu Dimitrios' Tat. In diesem Frühjahr hatte Dimitrios mehrmals versucht, sich mit ihr anzufreunden, doch sie hatte ihn immer wieder abblitzen lassen. Nach Aussagen ihrer Mutter habe sie Dimitrios vor den Augen mehrerer Mitschüler zurückgewiesen – wenige Tage vor der Schießerei.

Sabika gehörte zu denen, die versucht hatten, zu fliehen. Dimitrios schoss ihr in die rechte Schulter, in die Stirn und die Wange. Dann ging er hinaus auf den Flur und zielte auf weitere Schüler, einen Lehrer und einen Sicherheitsmann der Schule. Schließlich, 30 Minuten nachdem er die ersten Schüsse abgefeuert hatte, gab er auf.

Ein paar Tage nach der Schießerei fuhren Jaelyn und ihre Familie zu einem Bestattungsinstitut. Sie sahen Sabikas Körper, der gewaschen, in weiße Leinentücher gewickelt und in einen schlichten Holzsarg gelegt worden war. Die Einschusslöcher in ihrem Gesicht waren überschminkt. Sabikas Sarg wurde in die grün-weiße Flagge Pakistans gehüllt und

Sabikas Grab
in Karatschi wird
nicht nur von
ihrem Vater
häufig besucht -
auch von Fremden

nach Karatschi geflogen, wo eine pakistanische Ehrengarde wartete. Später wurde ihr Körper von der Wohnung ihrer Eltern zu einem kleinen Friedhof gebracht, aus dem Sarg genommen und in ein flaches Grab unweit des Grabes ihrer Großeltern gelegt. Aziz drehte Sabikas Gesicht nach Osten, sodass sie immer nach Mekka blicken würde.

In ganz Südasien war Sabikas Tod auf den Titelseiten der Zeitungen. Reporter beschrieben sie als Pakistans Märtyrerin – eine idealistische junge Frau, die nach Amerika gereist war, gespannt darauf, das Beste der Kultur kennenzulernen, nur um das Schlimmste zu erleiden. Wütende Pakistanis erklärten, dass die Vereinigten Staaten kein Recht hätten, andere Länder als terroristisch zu denunzieren, während sie selbst unter ihrer ganz eigenen Version des Terrorismus litten.

Aziz war nie politisch aktiv, aber jetzt gab er Interviews, in denen er Präsident Trump bat, Gesetze zu erlassen, die amerikanische Teenager daran hindern, Schusswaffen zu erwerben. „Keine anderen Eltern sollten jemals diese unerträgliche Trauer erleben müssen“, sagten Aziz und Farah in einer Pressemitteilung. „Sabikas Bild ist jeden Moment

vor unseren Augen, und ihre Stimme und ihr Lachen hallen in unseren Ohren. Für eine Mutter und einen Vater bleiben dieses Trauma und diese Trauer bestehen bis zum letzten Atemzug.“

Die Cogburns wandten sich an ihre Kirche, um Trost zu finden. Ende Mai bat Joleen den Pastor, einen Trauergottesdienst für Sabika abzuhalten. Es war eine besondere Bitte

– eine Gedenkfeier für eine Muslimin in einer evangelikalen Kirche. Mehr als 100 Personen nahmen daran teil. Sie sangen die christlichen Lieder, die Sabika am liebsten gemocht hatte, „Reckless Love“ und „What a Beautiful Name“.

Nach dem Gottesdienst war Jaelyn in etwas besserer Verfassung. Im Laufe der folgenden Tage hatte sie jedoch Schwierigkeiten, sich auf etwas anderes als Sabikas Tod zu konzentrieren. Sie schickte Textnachrichten an Sabikas

Mutter, und eines Abends rief sie Farah an, nur um ihre Stimme zu hören. Doch Farah klang so sehr nach ihrer Tochter, dass Jaelyn zusammenbrach.

Jaelyn wurde von einem immer wiederkehrenden Traum gequält. Sie würde nach

Karatschi reisen, um ihre Freundin zu sehen, aber jedes Mal, wenn Jaelyn versuchte, sich ihr zu nähern, drehte sich Sabika um und rannte weg. Sabikas Gesicht sah aus, als wäre es verbrannt. „Ich will nicht mit dir reden!“, schrie Sabika im Traum. „Lass mich in Ruhe!“ Jaelyn würde ihr nachlaufen, doch Sabika würde jedes Mal verschwinden. ☞



Aus dem Englischen von Claudia Eberlein
© Texas Monthly 2019

VERRAT

Teil 2



Stella und Lilo

Herbst 1939. Hitler hat gerade den Zweiten Weltkrieg begonnen. Die Lebensbedingungen der Juden in Deutschland verschärfen sich immer weiter. Für jüdische Jugendliche hat sich ihr letztes bisschen Freiheit ins Private verlagert, in die Wohnungen ihrer Eltern. Auch für die beiden Teenager Stella Goldschlag und Lieselotte „Lilo“ Streszak, die sich in diesem Jahr anfreunden. Stella ist 17, Lilo 16. Sie lernen sich in Berlin-Wilmersdorf kennen, treffen sich mit anderen Jugendlichen in der Wohnung des jüdischen Kaufmanns Kurt Kübler in der Mommsenstraße. Die Gäste unterhalten sich, tanzen und flirten – so beschreibt es Stellas früherer Mitschüler Peter Wyden in seinem Buch „Stella Goldschlag. Eine wahre Geschichte“, dem einzigen Augenzeugenbericht aus dieser Zeit.

Als Jüdinnen sind Stella und Lilo der ständigen Gefahr der Verfolgung ausgesetzt. Deshalb besorgen sie sich falsche Papiere und leben im Untergrund. Doch dort verlieren sich die beiden Freundinnen aus den Augen. Als Stella verhaftet und von der Gestapo gefoltert wird, nimmt die Geschichte dieser Freundschaft eine fatale Wendung. Um ihre Eltern

vor der Deportation zu bewahren, erklärt sich Stella bereit, versteckt lebende Juden zu verraten. So geht das über Jahre – auch noch, nachdem ihre Eltern im Konzentrationslager ermordet wurden.

Laut Peter Wyden treffen sich Stella und Lilo im Februar 1944 zufällig wieder – als sie beide vor einem Milchladen anstehen. Lilo weiß erst nicht, wie sie reagieren soll: Sie hat durch Gerüchte erfahren, dass ihre Freundin von der Gestapo „umgedreht“ worden sei und Juden verrate. Wydens Recherchen zufolge unterhalten sich die beiden Frauen eine Weile und versprechen einander, in Kontakt zu bleiben.

Tatsächlich steht Stella wenige Tage später vor Lilos Wohnungstür – in Begleitung eines Mannes in Zivil. „Es tut mir leid, Lilo“, sagt Stella. „Ich muss dich auf Befehl der Gestapo verhaften. Mach keine Geschichten, sonst muss ich von der Schusswaffe Gebrauch machen.“ Lilo wird in ein Sammelager gebracht und von dort nach Theresienstadt deportiert. „Lieselotte ist freiwillig ins Lager mitgekommen. Ich hatte sie nur besucht“, gab Stella später vor Gericht zu Protokoll. „Sie ist nie meine Freundin gewesen.“ Jenni Roth

S L E B E N

Freund

Spiel Freund

Viele Freundinnen und Freunde bringen einen ins Leben
andere bringen einen ins Leben
das Leben schon einem Menschen
Aber ist mehr immer besser
– aber hier gewinnt, wer
die meisten

K I N D H E I T

A U S B I L D U N G

Freunde sind keine Selbstverständlichkeit. Auch nicht in diesem Spiel

13 % der 14–29-Jährigen haben gar keine richtig guten Freunde

alles auf 0

Deine Mutter fährt mit auf Klassenfahrt und erzählt allen, was für ein Wonneproppen du doch warst

Das gaben fast 10 % der Teilnehmer einer Online-Umfrage als peinlichsten Elternmoment an

Dir ist es egal, ob jemand viel oder wenig weiß

58 % sagen, sie haben Freunde, die einen geringeren Bildungsstand haben (18–24-Jährige: 71 %)

Du blockierst deine Mutter auf Facebook

83 % der Eltern, die bei Facebook sind, sind dort mit ihren Kindern befreundet

Du schläfst mit deinem besten Freund

44 % der 18–25-Jährigen finden Freundschaft plus – also Sex zwischen Freunden – in Ordnung

Du findest eine WG, stellst die Wohnung aber mit deinem Zeug voll

79 % wollen nicht mit einem Messie zusammenwohnen

Du diskutierst gern über Politik

55 % haben Freunde, die andere politische Ansichten haben

Hast du heute schon über einen Freund gelästert?

Du entscheidest dich gegen den Bachelor-Abschluss und für die Fortnite-Karriere

74 % sagen, dass man echte Freundschaften nur im richtigen Leben führen kann

Du nimmst regelmäßig Gäste in deiner Wohnung auf und zeigst ihnen deine Stadt

46 % haben Freunde, die aus einem anderen Land stammen (18–24-Jährigen: 59 %)

Du gehst mit dem Freund deiner besten Freundin aus – und erzählst es ihr nicht

Ehrlichkeit ist 62 % der Menschen sehr wichtig in einer Freundschaft

Instagram geht pleite

Nur 8 % aller 18–34-Jährigen haben Freunde, mit denen sie ausschließlich über soziale Medien Kontakt halten

Du bekommst einen guten Job

45 % haben ihre aktuellen Freunde bei der Arbeit kennengelernt

Du heiratest die Hälfte deiner Freunde – und verlierst die andere Hälfte Laut einer niederländischen Studie haben sich die Zahl der freundschaftlichen Kontakte, wenn man heiratet

Zeit, deine Mitspieler zu fragen, ob du wirklich ein guter Freund oder eine gute Freundin bist. Sagt die Mehrheit ja, darfst du dir zwei gutschreiben, sonst musst du sie abziehen

Hast du Freunde Grundst

Welßt
Geburt
elst
Mitspi

+

Kinder geben einen Schub bei Freundschaften. 31 % der Menschen mit Kindern unter 6 Jahren haben viele gute Freunde

weil es zu wenig Kitaplätze gibt, schließen ihr euch mit anderen Eltern zusammen und gründet selbst eine Kita

+

Für Singles sind Freunde nicht nur wichtiger – sie haben auch mehr davon

Du bist Single und damit sehr glücklich

-

Nur 10 % haben sich von ihren Freunden Geldbetrag geliehen

Die Bank verwehrt dir den Kredit, du versuchst deine Freunde anzupumpen

±0

51 % der Menschen haben Freunde mit anderen religiösen Überzeugungen

Du trittst aus der Kirche aus

-

Du hast eine Strategie, deine Freunde zu verraten. Du gehst in den Knast

B E R U F S

lopoly

el der lschaft

Freunde sind unbezahlbar, Gefängnis: Manchmal ähnelt Markt für Freundschaften. r? Im Leben vielleicht nicht ver am Ende des Spiels Freunde hat

A L T E R

SPIELREGEL

Nehmt einen oder zwei Würfel, Spielfiguren und los geht's. Wer zuerst zehn Freunde hat, gewinnt.

+

Deine Kinder ziehen aus

In der „Empty-Nest-Phase“ werden Freunde wieder wichtiger (siehe Auftaktinterview)

-

Du hast starken Mundgeruch

25 % leiden je nach Tageszeit unter „sozial unverträglichem Mundgeruch“

±

Bist du mit jemandem befreundet, der oder die viel älter ist als du?

+

Deine Ehe zerbricht

51 % sagen, dass man auch nach der Trennung mit dem Ex-Partner eine gute Freundschaft führen kann

+

Du ziehst in eine Alten-WG

Zwei von drei Senioren halten eine WG für das beste Wohnkonzept im Alter

?

u noch aus der chule?

-

Du spielst Schlagzeug in der Schülerband

74 % der Männer teilen ein Hobby mit ihren Freunden, aber nur 26 % der Frauen

-

Mist, deine Eltern ziehen mit dir in eine andere Stadt

Für 41 % enden Freundschaften, weil man nicht mehr in der Nähe wohnt

+

In der Grundschule bist du eine Streberin. Gute Freundinnen lässt du aber abschreiben

Für 70 % zeichnet eine Freundschaft aus, dass man füreinander da ist, wenn man sich braucht

+

Im Sandkasten hast du den größten Bagger

41 % haben Freunde, denen es finanziell deutlich schlechter geht

LOS

Schon bei deiner Geburt hast du zwei Freunde: deine Eltern

92 % der Jugendlichen bestens mit ihren Eltern aus – oder zumindest klar

Alles,

Von Steven Meyer
Fotos: Ryan James Caruthers

was ich hasste



Das Gegenteil von Freundschaft ist Feindschaft. Unser Autor hat sie in seiner Schulzeit zu spüren bekommen. Hier erzählt er, wie es sich anfühlt, gemobbt zu werden

„Was ist mit dir, Schwuchtel?“, rief der große, kräftige Typ mit den schwarzen Haaren. Er stand mit drei oder vier anderen Jungs vor meiner Schule. Genau diese Situation versuchte ich immer zu vermeiden und ließ deshalb jeden Tag ungefähr eine Viertelstunde nach Schulleute verstreichen, bis ich mich auf den Weg nach Hause machte. An diesem Tag warteten sie aber auf mich. Sie wussten, dass ich irgendwann nach Hause gehen würde. Einer von ihnen kam auf mich zu. Er schubste mich. Alle lachten. Ich wusste nicht, was ich machen sollte. Er war zwei Köpfe größer als ich, aber auch sonst hätte ich nicht den Mut gehabt, mich zu wehren. Er packte mich an den Schultern, holte mit dem Kopf nach hinten aus und schlug ihn mit voller Wucht gegen meinen.

Aber mal von vorn.

Als Kind habe ich gern mit Puppen gespielt, wollte Tierarzt werden und gründete mit einer Freundin den „Tier- und Pflanz-Club“. Als mich meine Eltern in einen Fußballverein steckten, pflückte ich während der Spielzeit lieber Blumen, statt den Ball meinen Mitspielern zuzuspielen. Später war ich der einzige Junge im Turnverein, großer Fan von den No Angels und liebte es, Theater zu spielen. Auch wenn es mir damals noch nicht bewusst war: Für viele war ich wohl ein wandelndes schwules Klischee.

Da ich nicht dem Rollenbild eines männlichen Teenagers entsprach, konnte ich in der Pubertät auch den Erwartungen der Jungs aus meiner Klasse

nicht gerecht werden. Und so wurde ich zum ersten Mal mit meiner sexuellen Orientierung konfrontiert. Oder besser gesagt: der Außenwahrnehmung davon. Anfangs war die Ausgrenzung noch subtil, doch das änderte sich, als ich in der siebten Klasse vom Gymnasium auf eine Realschule wechselte.

Zunächst freute ich mich auf den Schulwechsel. Doch bereits als ich den Klassenraum betrat, hatte ich das Gefühl, dass mich viele Schülerinnen und Schüler misstrauisch musterten. Sie sahen in mir nicht nur den Neuen und denjenigen, der zu schlecht fürs Gymnasium war, sondern auch einen Sonderling.

Um in das Schulgebäude zu gelangen, musste man den Pausenhof überqueren, auf dem alle auf das Läuten der Schulglocke warteten. Ich hasste diesen Moment. Denn jedes Mal drehten sich Jungs oder Mädchen um und machten sich über meinen Gang oder meine Stimme lustig. Manche grölten mir „Schwuchtel“ hinterher und lachten darüber. Die großen Pausen verbrachte ich allein im Treppenhaus. Ich war ein Außenseiter und ein leichtes Opfer noch dazu. Wehren konnte ich mich nicht, und ich hatte niemanden, der mich verteidigte. Ich fühlte mich verloren.

Das Schlimmste war der wöchentliche Sportunterricht, der nach Geschlechtern getrennt war. Es waren zwar nur zwei Stunden, doch vor diesen fürchtete ich mich die gesamte Woche. Ich schämte mich. Niemand wollte mich im Team haben. Ich würde mich wie ein Mädchen bewegen, sagten meine Mitschüler und machten sich in der Umkleidekabine über mich lustig. Woche um Woche dachte ich über eine neue Ausrede nach,

um nicht zum Sportunterricht gehen zu müssen. Unzählige Male erklärte ich meinem Lehrer, wieso ich schon wieder verschlafen oder meine Sportkleidung vergessen hatte.

Am liebsten wäre ich komplett zu Hause geblieben oder hätte zumindest auf jede einzelne Minute außerhalb des Unterrichts verzichtet. Wenn ich zwischen den Stunden die Tafel wischen musste, hörte ich, wie Mitschüler hinter meinem Rücken flüsterten und über mich lachten. Oder bildete ich mir das irgendwann nur noch ein? Ich wurde paranoid. Jeder Blick schien mir zu gelten, alle waren gegen mich.

Meinen Eltern erzählte ich fast nie von den Schikanen. Ich berichtete aber von dem Jungen, der seinen Kopf gegen meinen schlug. Als mich mein Vater eines Morgens zur Schule brachte und ich ihm den Jungen zeigte, hielt er neben ihm, stieg aus dem Auto und packte ihn am Kragen. „Wenn du meinen Sohn nicht in Ruhe lässt, bekommst du richtig Ärger. Hast du das verstanden?“, drohte er ihm. „Okay“, stammelte der Junge. Danach ließ er mich in Ruhe.

Es dauerte nicht lange, bis ich anfang, den Status des Außenseiters für mich zu nutzen. Ich grenzte mich mit meiner Kleidung absichtlich von den anderen ab und färbte meine Haare. Ich errichtete eine Mauer um mich, an der die Witze abprallten, und war stolz darauf, nicht in der Masse unterzugehen. So wie die anderen wollte ich eh nicht sein. Ich wollte nichts mit dem, was sie mir an den Kopf warfen, zu tun haben. Die anderen verstanden mich einfach nicht, dachte ich – mich in meinem Anderssein. Und eins stand für mich fest: Schwul war ich nicht. Schwule Männer wurden berechtigterweise aus der Gesellschaft ausgeschlossen, im Gegensatz zu mir, dachte ich. Wieso sonst leitete meine Lehrerin im Sexualkundeunterricht das Thema Analsex mit den Worten „Das ist ziemlich unangenehm, aber ich muss das mit euch besprechen“ ein, worüber dann alle lachten. Ich war nicht schwul, die anderen wollten mich nur beleidigen.

Bis die Fassade bröckelte: Es fiel mir immer schwerer, meine sexuelle Orientierung zu verleugnen. Schaute ich mir Pornos an, erregte mich nicht die Frau, sondern der Penis des Dar-



Viele Schüler
leiden unter Mobbing,
das zu Depressionen
führen kann

stellers. Aber wieso auch nicht, dachte ich. Schließlich stelle ich mir vor, dieser Mann zu sein, der mit einer Frau schläft. So jedenfalls mein Versuch, mich von meiner vermeintlichen Heterosexualität zu überzeugen. Internalisierte Homophobie nennt sich das, wie ich heute weiß. Das Mobbing trug sicherlich einen Teil dazu bei. Ich hasste das, was ich selbst war.

Heute weiß ich, dass das Mobbing zur Folge hatte, dass ich einen großen Teil meiner Persönlichkeit lange Zeit komplett unterdrückte. Hätte ich mich früher mit meinen Gefühlen beschäftigt, wenn mich niemand fertiggemacht hätte? Gut möglich. Die Beleidigungen

Niemand wollte mich im Team haben. Ich bewege mich wie ein Mädchen, sagten sie und machten sich lustig darüber



ebben jedenfalls irgendwann ab, einen genauen Zeitpunkt kann ich nicht mehr ausmachen. Erst Jahre später, als ich die Gedanken über meine sexuelle Orientierung zum ersten Mal zuließ, wurde alles besser.

Wenn ich heute an meine Schulzeit zurückdenke, sind manche Erinnerungen verblasst. Aber ich entsinne mich gut einzelner Momente, zum Beispiel wie ich mich nach der Schule oft weinend aufs Bett schmiss. Ich weiß aber oft nicht mehr genau, wie ich mich fühlte, was ich dachte und was mich beschäftigte. Ich habe einen Großteil meiner Jugend verdrängt, um mit meiner täglichen Realität klarzukommen. ✎

VERRAT

Teil 3



Der Mord am Onkel

30. Juli 1977. Ein heller Sommertag in Oberursel, einem malerischen Ort zwischen Hochtaunus und Maintal. Es ist später Nachmittag, der Chef der Dresdner Bank, Jürgen Ponto, und seine Frau Ignes sitzen auf der Terrasse ihrer Villa und warten auf Besuch: Susanne Albrecht ist bei ihrem „Onkel Jürgen“ zum Tee angemeldet. Sie ist die Tochter von Pontos bestem Freund, dem Hamburger Rechtsanwalt Hans-Christian Albrecht.

Es klingelt. Susanne Albrecht sagt nur kurz ihren Vornamen in die Gegensprechanlage, woraufhin sich die Tür öffnet. Albrecht trägt einen braunen Rock, eine geblümete Bluse, darüber eine blaue Jacke. In der Hand hält sie einen Strauß Rosen. Mit ihr kommen eine Frau und ein Mann ins Haus. Ponto freut sich, als er die Gäste sieht, und bittet sie auf die Terrasse.

Plötzlich schreit der unbekannte Mann: „Mitkommen, das ist eine Entführung!“ Der Mann heißt Christian Klar und ist zu diesem Zeitpunkt einer der meistgesuchten Terroristen der „Roten Armee Fraktion“ (RAF). Klar hat eine Pistole auf den Bankenchef gerichtet. Aber der wehrt sich. Als Ponto auf die unbekannte Frau zuläuft – die RAF-Terroristin Brigitte Mohnhaupt –, drückt

Klar ab. Mohnhaupt feuert weitere fünf Schüsse ab. Drei Kugeln treffen Ponto am Kopf, noch am Abend stirbt er im Krankenhaus. Das Trio flüchtet, und Susanne Albrecht taucht in der DDR unter, die der westdeutschen Terroristin bei der Flucht hilft. Sie lebt dort unter falschem Namen. Erst nach dem Fall der Mauer wird sie verhaftet und zu zwölf Jahren Gefängnis verurteilt, wegen versuchter Entführung mit Todesfolge.

Eigentlich wollte das Trio mit der Entführung von Ponto, einem der einflussreichsten Bankiers Deutschlands, die Freilassung der RAF-Mitglieder Andreas Baader und Gudrun Ensslin erpressen. Die saßen zur gleichen Zeit in Stuttgart-Stammheim im Knast. Zur Vorbereitung hatte Susanne Albrecht vorher einen zweitägigen „Intensivkurs in Solidarität“ durchlaufen. Hatte sie nur die Wahl zwischen Verrat und Verrat? Dem Verrat an ihrem Vater und dessen Freund einerseits und dem Verrat an ihren RAF-Freunden andererseits? Ignes Ponto bezeichnete Susanne Albrechts Tat in einem Fernsehbeitrag als mehrfachen Verrat: als Verrat am Freund des Vaters, Verrat am Vater selbst, Verrat an der Freundschaft der beiden Familien. Jenni Roth



„Stell einen
Stuhl dazu,
weil noch ein
Freund kommt“,
singt man in
Italien

In puncto Gastfreundschaft unterscheidet sich Deutschland ganz schön von meiner Heimat

Es gibt ein Lied, das jedes Kind in Italien singen kann. Es geht so: „Aggiungi un posto a tavola, che c'è un amico in più“, zu Deutsch: „Stell einen Stuhl dazu, weil noch ein Freund kommt.“

Das Lied ist ein Manifest italienischer Gastfreundschaft und gibt Regeln vor: „Die Tür ist immer offen, das Licht stets angeschaltet. Wenn jemand vorbeikommt, renne ihm entgegen und reiche ihm deine Hand.“

Ich bin in Italien mit diesem Lied groß geworden, bei meiner Oma, die in einer Schublade immer eine Packung Pralinen bereithielt, um unerwarteten Gästen zum Espresso eine Kleinigkeit anbieten zu können.

Eine Etage über der Wohnung meiner Oma lebten wir. Hier kochte meine Mutter für alle, die zu Besuch kamen. Auch für die Bands, deren Konzerte mein Vater manchmal in seiner Freizeit organisierte. Natürlich aßen und schliefen die Musiker bei uns.

Wenn eine Freundin bei mir übernachtete, legte meine Mutter eine Matratze auf den Boden – für mich. Die Freundin übernahm mein Bett. Den Tisch bedeckten wir für uns nur mit einer Plastikdecke, für Gäste gab es die „tovaglia buona“, die „gute Decke“, aus Stoff und immer frisch gewaschen. Es gab auch die „guten Tassen“, die „guten Teller“ und die „gute Bettwäsche“.

Als ich 2015 nach Hamburg zog, war für mich selbstverständlich, dass ich mich bei den Nachbarn im Haus vorstellte. Ich backte an Ostern ein Osterlamm, färbte Eier und klingelte bei Herrn und Frau S., beide um die 70. Die Tür ging auf, frohe Ostern, ich sei die neue Nachbarin, hier ein kleines Geschenk für Sie. Frau S. sah mich skeptisch an, bedankte sich, nahm Lamm und Eier und machte die Tür zu. Ich weiß noch, wie ich ratlos im Treppenhaus stand. Was hatte ich falsch gemacht?

Ich blieb hartnäckig. An Weihnachten brachte ich den Nachbarn Plätzchen, im nächsten Jahr wieder ein Osterlamm. Ihre Wohnung habe ich bis heute nicht betreten. Doch fast vier Jahre nach unserer ersten Begegnung fand ich kurz vor Weihnachten eine neue Fußmatte vor meiner Tür. Ich dachte, wie nett, ein Geschenk der Hausverwaltung. Am Tag

darauf traf ich meine lächelnde Nachbarin im Treppenhaus: „Haben Sie unser Weihnachtsgeschenk gefunden?“, fragte sie. Mein Herz sprang vor Freude.

Mit der Zeit habe ich gelernt, dass es in Deutschland unhöflich ist, spontan bei Menschen vorbeizuschauen. Die Regel lautet: sich verabreden. Am besten nach einem Blick in den Kalender. Mittlerweile habe ich mich so stark angepasst, dass ich neulich einen sizilianischen Freund, der in Deutschland lebt, per Nachricht fragte, ob wir telefonieren wollten. „Klar“, schrieb er zurück. Und dann: „Du bist so deutsch geworden.“

Doch deutsche Zurückhaltung gegenüber Gästen kann auch befreiend sein. Ich weiß noch, wie ich anfangs jede Absage begründet habe. Um Gästen zu erklären, dass ihr Besuch gerade nicht passt, braucht man in Italien nämlich faule Ausreden: einen toten Hund, eine tote Oma. Neulich habe ich sogar eine Internetseite mit Ausreden für Gäste gefunden, die einen mehrtägigen Aufenthalt planen. Eine davon – kein Scherz – lautet: „Wir werden ab morgen im Wohnzimmer einen Schlagzeugkurs für Pubertierende geben.“

Erst mit der Zeit habe ich von deutschen Freunden gelernt, dass ein einfaches „Ich kann nicht“ oft ausreicht. ☞

Was meine Freundschaften im Netz ausmacht

Von Noelle Konate

549 Abonnenten bei Instagram, 611 abonniert und 719 Freunde auf Facebook - das sind die Eckdaten meines derzeitigen Social-Media-Lebens. Ich bin 24, und soziale Netzwerke begleiten mich bereits mein halbes Leben.

Angefangen hat alles mit der Website Lokalisten. Gehört hat davon kaum jemand, denn während viele Jugendliche in Deutschland damals auf SchülerVZ gruselten (eine Zusammensetzung aus grüßen und kuscheln), vernetzten wir Bayern uns auf Lokalisten. „Sweetprinzess“, mein damaliger Benutzername, befreundete sich dort mit meinen Freunden aus dem nichtdigitalen Leben, mit fernen Bekannten, süßen Jungs und Mädchen mit coolen Fotos. Auf das Kommentieren dieser Fotos folgten Nachrichten und schließlich echte Treffen.

Bei einem war Martha dabei. Zehn Jahre später ist sie meine beste Freundin, und soziale Netzwerke machen einen großen Teil unserer Beziehung aus. In dieser Zeit haben wir auf Lokalisten unsere Fotos kommentiert, sie später auf Facebook gelikt und dann darüber gestritten, wer von uns das Bild auf Instagram posten darf. Heute schicken wir uns auf WhatsApp unzählige Screenshots von Chats mit Männern der Begierde. Was dazu führt, dass unser WhatsApp-Archiv visuell einem Lexikon gleicht, nur selten findet sich in der Screenshot-Wüste ein Foto.

Auch Jule war ein Mädchen mit beeindruckenden Internetfotos. Ich liebte ihre, sie die meinen. Also wurde nach dem gleichen Prinzip kommentiert und Nachrichten ausgetauscht. Lokalisten, Facebook, Instagram: Unsere Internetfreundschaft überdauerte auch ohne ein echtes Treffen den Wechsel der bevorzugten Netzwerke. Das Verfallsdatum unserer Freundschaft war der September 2012. Da saß Jule plötzlich in einer Infoveranstaltung der Schule - und wenig später hinter mir im Klassenzimmer und gegenüber in Bars. Doch wie das mit dem Mindesthaltbarkeitsdatum so ist, hält das meiste nur verschlossen länger, geöffnet wird es früher oder später schlecht.

Lass mal liken

Heute geben mir soziale Netzwerke vor allem das Gefühl, am Leben meiner Freunde teilzuhaben - Marie ist in einer sehenswerten Ausstellung, Nele und Wilma hatten einen Spitzenurlaub, und das Trio Jana-Dora-Rosa ist nach dem gestrigen Abendessen wohl ohne mich in eine Bar weitergezogen.

Doch eins zeigt sich: Je älter ich werde, desto weniger Onlinebekanntschaften mache ich. Stattdessen helfen mir soziale Netzwerke dabei, bestehende aufrechtzuerhalten - wie im Fall von Xenia, die für eine Zeit nach Tel Aviv zog. Fernfreundschaften sind wie Fernbeziehungen, man braucht einen starken Willen, damit sie funktionieren. Das dachte sich Xenia wohl auch und schickte mir vermehrt tagebucheintragähnliche Sprachnachrichten. Dabei hasse ich Sprachnachrichten. Aber guten Willens, die Freundschaft aufrechtzuerhalten, hörte ich sie mir brav an und antwortete schriftlich. Bis ich eines Abends auf dem Heimweg von der Uni ihre Sprachnachricht startete und 30 Minuten später mit dröhnenden Ohren das Ende erreichte. Ich rief sie sofort an, bat sie darum, mir keine Sprachnachrichten mehr zu schicken, und wir redeten über ihr Leben in Israel und meins in Berlin. Fortan schickten wir uns ausschließlich Fotos, auditive Beiträge gab es nur noch per Anruf. Ich habe übrigens nachgefragt: Neles und Wilmas Urlaub endete in einem Streit, und Janas, Doras und Rosas Abend in der Bar war nur kurz. Freundschaften auf Social Media können für die Ewigkeit sein, manchmal sind sie jedoch wie eine Fata Morgana: nur heiße Luft. 

Kommst du mal meditieren, Kollege?



Beim Freiburger Softwareunternehmen Sidoun sollen Kollegen auch Freunde sein. Geht so was gut?

Der Chefprogrammierer hat am Morgen angerufen und gesagt, er könne keine Hose anziehen. Er habe ein Ekzem an den Beinen, deshalb arbeite er heute von zu Hause aus. Gérard Sidoun ist stolz darauf, mit seinen Angestellten offen über alles reden zu können. Er weiß, wer in der Vergangenheit Schicksalsschläge erlitten und wer im Büro mit wem geschlafen hat. Andersherum funktioniert es genauso: Als er Liebeskummer hatte,

hat er die Belegschaft informiert. Er kam mehrere Monate nicht ins Büro. Die Angestellten wissen auch, dass Sidoun mit zwei der Mitarbeiterinnen in einem Haus etwas außerhalb von Freiburg lebt. Und sie wissen, wie viel Geld die Firma jeden Monat erwirtschaftet.

In Stellenanzeigen verspricht das Freiburger Softwareunternehmen potenziellen Mitarbeitern kurze Entscheidungswege, flache Hierarchien, ein Frühstücksbüfett, frisch

gekochtes Mittagessen, Massagesessel, einen Ruheraum, Segel- und Gleitschirmausflüge. Das klingt nach Start-up-Idylle. Doch die Softwarefirma gibt es schon seit 1977, und in den Räumlichkeiten fehlt jede Spur von hippen Flair: Bei Sidoun besteht das Frühstücksbüfett für die 33 Mitarbeiter aus Brötchen mit Aufschnitt, in einem schmucklosen Ruheraum steht der Massagesessel. Über der Tür des großen



Dieses Foto: Chef Gérard Sidoun macht keinen Hehl daraus, dass es ihm um Umsatz geht. Aber um ein gutes Miteinander eben auch

Konferenzraums hängt ein laminiertes Blatt mit der Aufschrift „Arena des Erfolgs“. Dort stehen an den Wänden Stühle, ein paar Sitzbälle liegen herum. Jeden Morgen treffen sich hier alle zum großen Miteinander. Jetzt gerade steht da eine Handvoll Erwachsener, reißt die Arme dreimal in die Höhe und ruft: „Umsatz!“ Dann umarmen sie sich – und gehen an die Arbeit. „Unser Betriebsklima zeichnet sich durch Wahrhaftigkeit, Achtsamkeit und Freundschaft aus“, heißt es in einer Sidoun-Broschüre. Der Geschäftsführer nennt sich selbst „Samma“. Den Namen habe ihm sein Meister gegeben, sagt er – der verstorbene indische Guru Bhagwan, den er mit Anfang 20 in Indien kennengelernt hat und der seinen Anhängern Meditation und ein Leben ohne viel privaten Besitz predigte; wobei er selbst schon mal mit einem seiner 93 Rolls-Royce vorfuhr.

Zum Mittagessen gibt es Spaghetti Bolognese, frisch zubereitet von der Betriebsköchin Frau Jäger. Sie ist die Einzige, die bei Sidoun nicht mit Vornamen und „du“ angesprochen wird. Die meisten Mitarbeiter essen schnell und gehen dann zurück an die Arbeit. So wie Martina, die seit 22 Jahren bei Sidoun arbeitet. Sie ist damit eine der Dienstältesten, ihr Gehalt ist trotzdem eines der niedrigsten. Etwa 1.800 Euro netto landen im Monat auf ihrem Konto, sagt sie. „Wenn ich in den Urlaub fahre oder mir die Zähne machen lasse, dann hole ich mir schon einmal was extra“, sagt sie. „Ansonsten brauche ich das nicht.“

Seine Mitarbeiter bezeichnet Gérard Sidoun als „Mitunternehmer“. Denn: Jeder bekommt zwar monatlich einen fixen Betrag ausgezahlt, aber einmal im Monat wird in einer Konferenz die Finanzlage des Unternehmens offengelegt. Danach können alle per E-Mail angeben, ob sie in diesem Monat zusätzlich Geld ausbezahlt bekommen möchten.

Bei Sidoun arbeite man füreinander. Nicht nur miteinander. So steht es in einer Mappe, die jeder Angestellte bekommt. „Freundschaftlichkeit“ nennt Martina diesen Pfeiler der Unternehmenskultur. Neben ihrer Tätigkeit im Vertrieb leitet sie sogenannte Kaizen-Sitzungen. Nach dem japanischen Konzept soll sich das Betriebsklima durch Vertrauens- und Kommunikationsübungen ständig zum Besseren verändern. Die Kaizen-Sitzungen hätten ihr geholfen, sich im Arbeitsalltag von Sidoun zurechtzufinden, sagt die 29-jährige Jessi, die aus dem öffentlichen Dienst zu Sidoun gewechselt ist. Der Umgang miteinander hier sei gewöhn-

nungsbedürftig, aber schön: „Ich kann meinem Chef um die Ohren knallen, was mir auf dem Herzen liegt. Dann diskutiert man das aus, und danach ist es gegessen.“

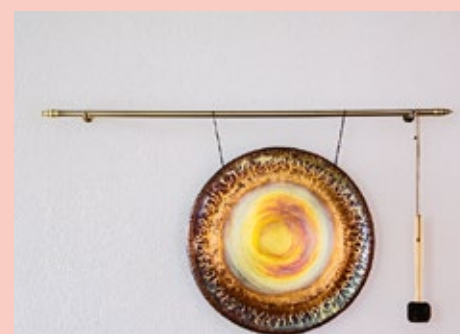
Neben Freundschaftlichkeit und Achtsamkeit, daraus macht Geschäftsführer Sidoun kein Geheimnis, zählt im Unternehmen vor allem Leistung. Auf Tafeln im Flur steht, welcher Vertriebsmitarbeiter in welchem Monat wie viel Umsatz gemacht hat. Bei großen Aufträgen darf der Verkäufer einen goldenen Gong schlagen.

Sidoun will Marktführer im Bereich der Baumanagement-Software werden. Warum? „Ich will einfach immer der Beste sein“, sagt Gérard Sidoun. Überreste seiner Erziehung. Er ist studierter Mathematiker, ein strategisch denkender Mann. Meditation nennt er ein „interessantes Werkzeug“. Unter diese Kategorie fallen auch Mitbestimmungsrechte und flache Hierarchien, enge soziale Kontakte – oder zumindest die Idee von alldem: Das schaffe ein großes Verantwortungsgefühl für die Firma und führe im besten Fall zum beherzten Einsatz aller Mitarbeiter.

Es sei nicht einfach, die richtigen Leute für so ein Unternehmen zu finden. Sidoun sagt, er achte beim Bewerbungsgespräch darauf, ob jemand „mit sich in Kontakt“ sei. Das verrate ihm die Körpersprache oder – ganz einfach – die Antwort auf die Frage: „Wie geht’s?“. Doch auch von denen, die beim ersten Eindruck überzeugt haben und eingestellt wurden, sind viele nach kurzer Zeit wieder gegangen. Vertriebsleiterin Karoline, die 2005 bei Sidoun angefangen hat, sagt, aus ihrem alten Team arbeite kaum noch jemand in der Firma. Ein anderer Mitarbeiter sagt, die Belegschaft habe sich im letzten Jahr wie eine Schlange gehäutet.

Einfach bleiben und Dienst nach Vorschrift machen, das sei bei Sidoun dauerhaft keine Option. Die meisten, sagt Martina, gingen von allein, wenn sie merkten, dass sie hier nicht hinpassten. Die Achtsamkeit, die Umarmungen, das gemeinsame Kaizen – für manche ist es wohl einfach ein bisschen viel der „Freundschaft“. ☞

Foto links: Im Büro wird auch gemeinsam meditiert. Und wer besonders viel Umsatz gemacht hat, darf auf einen Gong schlagen (Foto unten)



Unser Autor war mit Nazis befreundet,
ohne selbst einer zu sein. Er hat anderen
Angst gemacht, um seine eigene
Angst zu vergessen. Eine Reise in die
Neunziger in Ostdeutschland

Wir waren wie

Die eigene Hässlichkeit kann ein Rausch sein. Wenn man sie umarmt und das Grauen in den Gesichtern derer sieht, die einen beobachten und verachten, aber sich nicht an einen herantrauen, dann strömt Macht durch die Adern wie elektrischer Strom. Als ich bei über 100 Kilometern pro Stunde einem BMW hinter uns auf die Motorhaube pisse, spüre ich diese Macht. Als ich da im Dachfenster stehe, die Hose bis zu den Oberschenkeln heruntergelassen, sehe ich das große weiße Gesicht des Fahrers: Die Augen geweitet, vor Schreck, Entsetzen, Empörung, bläht es sich auf wie ein Ballon, ich würde gern mit einer Nadel hineinstechen. Ich bin 19, ich bin zehn Meter groß und acht Meter breit, ich bin unverwundbar.

Gerade, 30 Jahre nach der Wende, erzählt die Generation meiner Eltern und Großeltern ihre Geschichten. Es geht viel um verlorene Arbeitsplätze, und ja, das klingt hübsch technisch, wie ein leicht lösbares Problem. Aber in diesem preußischen Vollbeschäftigungsstaat namens DDR, in dem Arbeit gleich Lebenssinn war und die wenigen, die keine Jobs hatten, „Assis“ gerufen wurden, bedeutete das eben auch: Kollegen, Brüder, Ehemänner, die sich erhängten, Geschwister und Cousins, die sich langsam zu Tode sofften, Familien, in denen es erst heiß aufwallte wie in einem Vulkan, weil einer jetzt mehr hatte als die anderen, und dann erstarrte alles zu einer toten Landschaft kalter Schlacke. Frauen, die so sehr anpackten, um sich, ihre Männer und ihre Kinder durchzubringen, bis

nichts mehr von ihnen übrig blieb als der Wille, „es zu schaffen“.

Ist da noch Platz für die Erzählungen der Neunzigerjahre aus der Sicht derjenigen, die beim Fall der Mauer zu alt waren, um nichts von der Vergangenheit mitbekommen zu haben, aber zu jung, um mitzureden, wie die Zukunft aussehen sollte? Über das Jahrzehnt, in dem auch die Menschen aufgewachsen sind, die heute den Hitlergruß zeigen und brüllen?

Wann fängt man also eine Geschichte über damals an? Für mich begann es nicht 1989. Für mich begann es in der DDR. In der zweiten Klasse malt Ricardo mit dem Bleistift ein Hakenkreuz auf die Schulbank. An sich nichts Besonderes, auch ich habe das schon gemacht. Hakenkreuze malen ist das Verbotenste, was ich mir vorstellen kann. Die Kunst ist, aus dem Hakenkreuz gleich wieder ein kleines Fenster zu machen, bevor einen jemand sieht.

Auf dem Nachhauseweg von der Schule erzählen wir Jungs uns Judenwitze. Woher wir die hatten, weiß ich nicht mehr. Es hätte sie gar nicht geben dürfen. In der Verfassung der DDR stand, das Volk sei vom Faschismus befreit. Und weil es nun einmal befreit war, durfte der Faschismus nicht existieren. Die

Staatssicherheit nannte Hakenkreuze auf jüdischen Friedhöfen und Neonazis, die andere Menschen zusammenschlugen, „Rowdytum“ und tat so, als gäbe es keinen politischen Hintergrund. Punks und alle, die anders aussahen, als sich die sozialistische Elite ihre Bürger vorstellte, verfolgten Geheimdienst und Polizei dagegen hart als Auswüchse einer Dekadenz, die nur aus dem Westen kommen konnte.

„Wir zeigen unsere freundschaftliche Verbundenheit mit dem Sowjetvolk“, schreibe ich am 8. Mai in meinen Heimatkundehefter. Aber wir sehen sie kaum, obwohl viele Kasernen gar nicht so weit weg sind. Manchmal marschiert ein Trupp mit Kalaschnikows auf dem Rücken an unserem Kindergarten vorbei, und wir drücken uns an den Zaun und sehen ihnen nach. „Scheißrussen“, sagt ein Junge neben mir, und als ich ihn frage, warum, sagt er: „Wenn der blöde Hitler unsere Wehrmacht nicht kaputt gemacht hätte, wären die jetzt nicht hier.“ Das hatte ihm jedenfalls sein Vater erzählt.

Wir wussten nicht, wer die Juden waren. Wir wussten nicht, wer die Russen waren. Wer die Nazis waren, wussten wir. Der Nazi war einer, der aus dem Westen kam. Der Kapitalismus

Brüder

Von Daniel Schulz
Illustrationen: Gregory Gilbert-Lodge



galt als Vorstufe des Faschismus, und tatsächlich saßen ja noch alte Nazi-Eliten auf genügend Machtpositionen im Westen, um die als Beweis dafür zu präsentieren.

Der Fall der Mauer brach mir das Herz. Ich hatte Angst vor dem Westen, vor den Faschisten, einfach davor, dass alles, was ich kannte, kaputt gehen könnte. Die Erwachsenen rührten keinen Finger. Sie saßen vor dem Fernseher und sahen sich Demonstrationen an. Sie unterrichteten uns weiter in der Schule, als sei alles völlig normal. Dass wir wirtschaftlich keine Chance hatten, war mir ja klar, jeder Junge, der wusste, wo die Matchbox-Autos herkamen, begriff das. Aber mein Vater war Oberstleutnant der verdammten Nationalen Volksarmee, er hatte mal 30 Panzer kommandiert, wo waren die denn jetzt?

Ich wollte eine chinesische Lösung, ich wollte Tiananmen-Platz in Berlin und Leipzig. Als mein Vater, der Feigling, nicht loszog, um die Irren da draußen zu stoppen, überlegte ich, wie ich ihm seine Makarow-Dienstpistole klauen könnte. Mein Plan war, in Westberlin ein paar Leute zu erschießen und einen Krieg zu provozieren. Denn den, da war ich mir sicher, den würden wir gewinnen.

Der Zerfall beginnt im Fernsehen. Ich sehe weinende Menschen, starre Menschen, graue Menschen, meistens vor irgendwelchen Schornsteinen oder Werktoeren, und immer macht irgendwas zu. Dann zerfallen die Männer auf dem Dorf. Wenn ich von der Schule komme, sitzen sie vor den Garagen. Sie haben früher Kräne gefahren, große russische Traktoren und Mähdrescher. Jetzt erzählen sie sich Witze über ihre Frauen, die mit irgendwelchen Putzjobs oder Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen versuchen, die Familien über Wasser zu halten. Sie sagen: „Die Alte nervt.“ Dann trinken sie noch einen Schnaps. Oft reden sie gar nicht.

In den Zeitungen, im Radio, im Fernsehen lesen, hören und sehen wir die passenden Botschaften dazu. Ostdeutsche sind zu doof, sich in der neuen Welt zurechtzufinden. Ostdeutsche sind faul.

Ich entdecke,
wie geil
es sein kann,
jemandem
Schiss
zu machen

Ostdeutsche sind betrunken. Erst schäme ich mich noch, dann schaue ich der geworfenen Scheiße belustigt beim Fliegen zu, und noch später bin ich stolz darauf, dass „wir“ härter sind als die so leicht zu schockierenden Wessis, die ihr ganzes Leben als Kausalzusammenhang erzählen können, in dem es für alles einen guten Grund und keine dunklen Flecken gibt. Es kann auf eine dämonische Art befreiend sein, wenn von dir und den Leuten um dich herum nur noch das Schlechteste erwartet wird.

Im Fernsehen sieht man Häuser brennen, in denen ehemalige vietnamesische Vertragsarbeiter leben. Man sieht Männer, die mit Gehwegplatten auf Menschen werfen. Ich sehe, wie die Polizisten verloren vor der Meute stehen. Ich sehe, wie sie zurückweichen.

Bis Ende der Neunzigerjahre weicht dieser neue Staat zurück – in den Kleinstädten und Dörfern. Viele Menschen, die so alt sind wie ich, rechnen nicht mehr mit ihm. Wir sehen alle dasselbe: Es kommen keine Polizisten, wenn 30 Kahlrasierte vor einem Jugendklub auftauchen und Leute vermöbeln, oder sie kommen nur zu zweit und bleiben dann in ihren Autos sitzen. Was sollen sie machen? Selbst verdroschen werden? Das passiert manchmal auch.

Neue Regeln. Ich hätte sie gern gelernt, wenn ich denn welche begriffen hätte. Ist es besser, den Bus zu nehmen, aus dem man nicht mehr rauskommt, wenn Glatzen einsteigen? Oder besser laufen oder Fahrrad fahren? Aber dann bist du zu langsam, wenn sie dich mit dem Auto jagen.

Viele Glatzen kamen aus großen Familien, die lebten in ihren Häusern inmitten von Hitlerbüsten und Reichskriegsflaggen. Die Clan-Söhne mit den Namen, die man fürchten musste, waren vier bis acht Jahre älter als ich. Mit ihren tiefergelegten Golfs oder zu Fuß patrouillierten sie durch die Stadt. Wen sie verschonten und wen sie sich vornahmen, folgte einem Kodex, den vor allem sie selbst verstanden. Wenn sie jemanden aus DDR-Zeiten kannten, aus der Schule, konnte das gut sein. Oder eben besonders schlecht, wenn sie ihn

schon damals nicht mochten. Bunte Haare waren scheiße, lange auch.

Ich sitze im Bus, drei Glatzen steigen ein, ohne zu bezahlen. Sie laufen nach hinten durch, ich tue so, als würde ich lesen. Sie gehen an mir vorbei, plötzlich ist es nass in meinem Gesicht. Einer hat mir ins Gesicht gespuckt. Bevor ich das kapiere, drückt mir der kleinste der Typen seinen Daumen in die linke Wange und reibt kräftig, bis mir die Zähne wehtun. „Du musst dich doch sauber machen“, sagt er mit hoher Stimme. „Muss Mutti dir erst bis in den Bus nachlaufen, hm?“ Wahrscheinlich sehe ich aus wie ein Reh im Scheinwerferlicht eines Autos, die drei bepissen sich fast vor Lachen. Die Hand des Kleinen riecht nach Tabak.

Als Kind war ich noch klein und dick, aber in der Pubertät schieße ich in die Höhe. Genetisch bin ich Nazi, fast 1,90 Meter groß, blond, graublaue Augen. Ich trainiere mit Hanteln. Aber mir fehlt das Schläger-Gen, die Lust am Blut der anderen, ich sehe den Hunger in den Augen der Clan-Söhne und ihrer Handlanger, und ich weiß, ich bin Beute. Also versuche ich zu verschwinden, ich trage Grau, ich bin ein Mäuschen. Gott, wenn ich doch nur kleiner wäre.

Hatte ich nicht erst gestern noch alles über Ernst Thälmann und seine Genossen gelesen? Wie sie gestorben waren im Kampf gegen den Faschismus? Ich will nicht sterben, ich will nur in Ruhe gelassen werden. Ich schäme mich. Wir schämen uns alle. Jeder hat seinen eigenen Grund dafür. Der eine wird gefeuert und findet nie wieder Arbeit, der Nächste steht hinter der Gardine und freut sich heimlich, weil das Asylbewerberheim brennt, und ich, ich bin eben ein Feigling.

Ab der siebten Klasse, im Herbst 1991, gehe ich aufs Gymnasium. Meine Freunde vom Dorf treffe ich nur noch selten, ich bin jetzt etwas Besseres, zumindest sehen sie das so, oder ich denke, dass sie es denken. Ich ziehe mich zurück. Ich habe früher schon gern gelesen, jetzt lese ich eben noch mehr. Kurz vor der Wende sind wir in einen anderen Block gezogen, ich habe ein eigenes Zimmer und muss nicht mehr mit meinem Vater und meiner Mutter in einem Bett schlafen. Das macht es einfacher, mich zu verstecken. Als ich 16 Jahre alt bin,

Wen sich die Glatzen vorknöpfen würden, darüber konnte man nur spekulieren. Unser Autor (links) achtete drauf, nicht ins Visier zu geraten



kaufen meine Eltern einen Computer, und ich spiele Eishockeymanager. Diese Welten sind vom Draußen unberührt und kontrollierbar. Ab und an gehe ich raus, tauche auf wie ein U-Boot nach langer Fahrt. Die Nachrichten von der Oberfläche sind über Jahre die gleichen: Entweder es gibt Stress, oder einer erzählt, wie es Stress gab.

„Der hat seine Freundin gezwungen, als Nutte zu arbeiten, und die dann mit dem Kabel erwürgt.“

„Neulich haben sie den einen an der Havel fast kaltgemacht.“

„Die sind mit der Axt in den Jugendklub rein. Die hinter der Tür hat es gleich erwischt. Die Bullen waren wieder bloß zu zweit da.“

Freunde habe ich wenige. Ich bin ein Trottel vom Dorf. Meine Mutter hat mir zwar nach langer Bettelei eine Levi's gekauft, aber an meinem dicken Hintern sieht die Jeans so aus, als versuchte jemand, meinen Arsch zu zwei Würsten zu kneten. Tragen muss ich sie trotzdem, die Hose war teuer. Im Schulbus lachen sie über mich. Ich bin oft allein, also ein Ziel, und deshalb gehe ich noch weniger raus.

Nach drei Jahren Gymnasium finde ich andere Freunde. Dabei sind: ein kleiner Dünner, der oft lächelt und der

mich mit dem Auto nach Hause fährt, wenn es spät wird. Er sagt: Schon mein Vater war ein Rechter. Dafür hatte er Ärger mit den Scheißkommunisten.

Ein anderer aus der Clique schaut oft finster, aber kitzelt einen ab, wenn es in der Schule scheiße gelaufen ist. Er findet die NPD gut. Außerdem: der Sohn eines Polizisten, der immer laut ist, immer Faxen macht, großzügig mit allen teilt und der „Kanaken“ scheiße findet.

Dann einer, der immer ganz ruhig ist, obwohl ihm seine Mutter Stress macht, er dürfe nicht absacken, nicht versagen, nicht untergehen in dieser neuen Welt. Er hört zu Hause CDs von Bands wie Zyklon B und Zillertaler Türkenjäger. Auf der Heckscheibe seines Autos prangt in Fraktur der Schriftzug „Euthanasie“. Die Band heißt eigentlich „Oithanasie“, aber er findet es damals ein lustiges Wortspiel, den Namen so zu schreiben.

Wir durchstreifen das Land im Konvoi. Zum nächsten McDonald's an der Autobahn, an die Ostsee, nach Tschechien, nach Dänemark. Je mehr wir sind, desto größer wird unsere Landkarte. Zwei Autos sind gut, vier Autos sind besser. Im Schwarm schrecken wir andere ab. Ich entdecke, wie geil es sein kann, jemandem Schiss zu machen, statt

selbst der Schisser zu sein. Ich pinkle einem Wessi auf die Motorhaube.

„Rechts“ und „links“, das ist eine Sache der Klamotten, der Frisur und der „inneren Einstellung“, wie wir das damals nennen. Die Mode der harten Nazis verbreitet sich in Molekülen auch an den Gymnasien, die grünen Bomberjacken mit dem orangefarbenen Innenfutter tragen viele. Ich habe lange Haare, ich habe „nichts gegen Ausländer“, ich finde es scheiße, sie zu jagen und zu verprügeln. Das sage ich manchmal auch, und dann streiten wir uns. Ich muss vor Nazis wegrennen. Also bin ich links.

In der Nahrungskette der Jungengruppen stehen wir nicht weit oben. Wenn die Tighen aus der Muckibude anrücken, die tätowierten Riesenbrocken mit Kampfsport oder Knast im Lebenslauf, und keiner der anderen hat irgendeine Beziehung zu jemandem, der jemanden kennt, dann machen wir uns klein oder lösen uns in Luft auf.

Der Soundtrack dieser Zeit kam von den Böhsen Onkelz. Ich hasste diese Band, bei ihren weinerlichen Liedern für gefallene Jungs dachte ich an die saufenden Männer vor den Garagen. Ein Lied der Onkelz ist allerdings bis heute in meinem Kopf: „Wir waren mehr



Schrottplatz
der Geschichte:
Nach der Fried-
lichen Revolution
entstanden im
Osten rechtsfreie
Räume, die die
Jugend prägten

als Freunde / Wir war'n wie Brüder / Viele Jahre sangen wir / Die gleichen Lieder.“ Es heißt „Nur die Besten sterben jung“, und ich mochte es, vielleicht, weil ich die blöden Jungpioniere vermisste, die Zeit, als wir lieber Papier und Flaschen gesammelt haben, anstatt uns gegenseitig das Leben zur Hölle zu machen, und weil ich dachte: Ja, sterben kannst du ja wirklich.

Manche Erinnerungen reißt man sich ein wie Splitter, und sie schmerzen noch Jahre danach. Der türkische Freund, den ich erfunden habe, ist so ein Splitter. Wir sind nach Ungarn gefahren, das letzte Mal zusammen. Wir liegen am Balaton, spielen Fußball. Wir reißen die Türen unserer Klos auf und fotografieren uns gegenseitig beim Kack-ken, wir rasieren einander die Brusthaare. Und dann, wir sitzen in einem Café, ich lese Zeitung, vielleicht habe ich da etwas über einen Überfall gelesen, ich weiß es nicht mehr. Ein Freund sagt irgendetwas über „blöde Kanaken“ und dass sie es verdient hätten, und ich bin

**Ich habe nicht
gekämpft und
schon gar nicht
gewonnen.
Ich bin einfach
gegangen**

sofort auf hundertachtzig. Ich schreie, ich hätte einen türkischen Freund, und der läge in Berlin im Krankenhaus, „wegen Leuten wie dir“. Es ist ein kurzer Moment, wenige Sekunden nur, und sofort fühle ich mich mies.

Weil ich gelogen habe, ich habe keine türkischen Freunde und auch keine mit türkischem Namen, woher auch? Es gab an unserer Schule den Sohn eines Ingenieurs aus Angola oder Mosambik, der war nicht weiß. Selbst die Frauen im Dönerimbiss, die ich kannte, waren in der Kreisstadt oder in einem der Dörfer geboren. Ich schäme mich auch, weil ich weiß: Es gibt Menschen, die sind wirklich verbrannt oder wurden zu Tode getreten. Und ich erfinde einen. Gleichzeitig habe ich Angst, dass jetzt unsere Freundschaft vorbei ist.

Das gehört auch zur Wahrheit jener Jahre, viele kannten die Rechten, die Rechtsradikalen, die Neonazis nicht nur von Weitem. Wir waren mit ihnen befreundet, wir mochten manche von ihnen, wir profitierten von ihrem Schutz.

Für meinen Zivildienst gehe ich nach Berlin. Ab 1999 studiere ich in Leipzig. Ich treffe gute Leute aus dem Westen und dem Osten. Wenn ich mich in den richtigen Bezirken aufhalte, treffe ich keine Glatzen. In der Kleinstadt, in der ich zur Schule ging, leben heute auch Frauen mit Kopftüchern, die ihren Söhnen auf Russisch hinterherbrüllen, sie sollen gefälligst auf sie warten. In den Cafés bedienen Menschen, deren Eltern aus Vietnam und der Türkei kamen. Der Freund, auf dessen Heckscheibe „Euthanasie“ stand und den ich für diesen Text wiedergetroffen habe, sagt, er sei mit „Kurden, Türken, Russen, Vietnamesen“ befreundet. Er findet aber, man solle die Leute verstehen, die lieber nicht mit so vielen Ausländern zusammenleben wollen. Als ich ihn frage, ob er auch so leben will, sagt er: „Ach, ich weiß es doch auch nicht.“

Ich habe nicht gekämpft und schon gar nicht gewonnen. Ich bin einfach gegangen. ↵

Dieser Text erschien in einer längeren Version in der „tageszeitung“. Wir danken für die Abdruckgenehmigung.

Herz an Großhirn, bitte kommen!

Was in unserem
Körper passiert,
wenn wir mit
Menschen
zusammen sind,
die wir mögen

Dass Frischverliebte ganz besonders ticken, ist ja bekannt, und der dafür verantwortliche Hormoncocktail wurde bereits ausgiebig erforscht und analy-

siert: Insbesondere Dopamin, Serotonin, Adrenalin und Testosteron sorgen demnach für emotionale Ausnahmezustände. Das Wissen über die Chemie der Freundschaft fällt dagegen etwas bescheidener aus. Was reichlich ungerecht ist, denn anders als ein flüchtiger Ausnahmezustand begleitet uns die Freundschaft im besten Falle kontinuierlich durchs Leben, vom Sandkasten bis ins Altersheim.

Die gute Nachricht: Die Forschung hat diesen Rückstand in den letzten Jahren etwas aufgeholt. Das chemische Zauberwort dabei lautet: Oxytocin. Zwar ist Oxytocin ebenfalls an der romantischen Liebe beteiligt, es spielt dort aber eine eher ausgleichende und stabilisierende Rolle inmitten des bekannten Haufens turbulenzfördernder Kollegen. Oxytocin gilt als das Bindungshormon. Dass es während der Geburt und des Stillens ausgeschüttet wird und für ein inniges Mutter-Kind-Verhältnis sorgt, ist schon länger bekannt. Nun kommt die Wissenschaft dem Hormon auch in seiner Bedeutung für Freundschaften und unseren Umgang mit Menschen ganz allgemein auf die Schliche. Es sorgt für angenehme Gefühle, wenn Menschen, die sich mögen, zusammen sind. Und sogar bei Hundehaltern steigt der Oxytocinspiegel, während sie mit den Vierbeinern kuscheln, und zwar ganz besonders, wenn sich Tier und Mensch dabei intensiv in die Augen sehen. Oxytocin begünstigt Freundschaften, die wiederum die Ausschüttung von Oxytocin steigern. Eine runde Sache also, bei der man Ursache und Wirkung nicht immer klar auseinanderhalten kann.

Umgekehrt mindert Oxytocin offenbar auch sozialen Stress. Schließlich haben wir es nicht immer nur mit Leuten zu tun, die wir mögen. Wer durch seine Freundschaften ein hohes Oxytocinlevel aufrechterhält, kann zwischendrin auch unangenehme soziale Situationen leichter bewältigen und ist damit weniger anfällig für Stresssymptome wie Depressionen, Burn-out oder Magenprobleme. Kein Wunder also, dass Freundschaften immens wichtig sind fürs allgemeine Wohlbefinden und die Gesundheit.

Studien haben Zusammenhänge zwischen dem Sozialleben von Menschen und Biomarkern wie Blutdruck, Diabetes, Übergewicht und Entzündungswerten im Körper festgestellt. Diejenigen mit funktionierendem Freundeskreis schnitten bei allen Werten besser ab als eher isolierte Personen. Das wirkt



Wie wichtig
Freundschaften
für das Wohlbe-
finden sind, kann
man nicht nur
am Gesichtsaus-
druck erkennen,
sondern auch am
Hormonspiegel

sich letztendlich auch auf die Lebenserwartung aus: Manche Forscher sagen sogar, dass Freundschaften für ein langes Leben noch wichtiger sind als eine gesunde Ernährung und regelmäßige Bewegung.

Ein interessanter Nebenaspekt dabei ist unser Mikrobiom. Das sind die Bakterien, die unseren Darm, aber zum Beispiel auch Haut und Schleimhäute besiedeln. Ein erwachsener Mensch beherbergt Billionen solcher Mikroben. Ihre Zahl und Zusammensetzung bestimmen unser körperliches und psychisches Befinden maßgeblich mit, zum Beispiel, indem sie die Produktion von Hormonen beeinflussen – wie etwa Oxytocin. Entscheidend geprägt wird das Mikrobiom durch den sozialen Umgang mit Menschen (oder auch Tieren). Und der Austausch körperlicher Nähe funktioniert bekanntlich nur analog. Denn unsere altmodischen Mikroben reisen weder per Telefon noch via WhatsApp oder Instagram. Also: Meet and greet your friends! 

Wärmstens emp

Von Annett Scheffel

In sozialen Medien ist Freundschaft bares Geld wert – zumindest für die Unternehmen. Über die Verwertung persönlicher Beziehungen im Digitalen

Erstaunlich, wie viele „Freundschaften“ sich so über die Jahre bei Facebook ansammeln – und als Mittelpunkt meines digitalen Freundschaftsnetzes bin ich auch in Geschäftsinteressen verstrickt. Und zwar als Konsumentin und als Werbetreibende. Was erzählt mein Sammelsurium an Facebook-Freunden über meinen ökonomischen Wert?

Nur mal angenommen, ich würde in einem Post erwähnen, dass ich meinen anstrengenden Arbeitstag nur dank einer leckeren Mate-Limonade überstanden habe: Meine Freunde würden es mitbekommen. Sie sehen auch, was ich sonst so mag – oder besser gesagt, was mir gefällt. Ein Plattenlabel, das Start-up einer Freundin, ein Nachrichtenmagazin, das koreanische Restaurant um die Ecke. Und ich soll noch viel mehr liken: 168 Freunde haben mich

eingeladen, eine Seite mit dem kleinen blauen Daumen zu markieren. Nina fragt, ob mir die Kaffeemanufaktur gefällt, für die sie seit Kurzem arbeitet. Außerdem habe ich gesehen, dass es Jonas in einem Hotel im Schwarzwald ganz gut gefallen hat. Und 43 Freunde interessieren sich für ein neues Festival nächstes Jahr.

Meine Freunde und ich gehören zu einer Generation, für die Kaufempfehlungen schon immer (oder zumindest seitdem wir genug Geld verdienen) aus dem Internet kamen. Indem wir teilen, kommentieren, bewerten und empfehlen, sind wir Teil dieses Werbesystems – bewusst oder unbewusst. 87 Prozent der 18- bis 24-jährigen Deutschen empfehlen Produkte und Marken in sozialen Medien weiter.

Empfehlungsmarketing nennen Unternehmen das. Im Englischen: Word-of-Mouth-Marketing. Was ihre Kunden im Internet über sie sagen und wie sie ihre Produkte bewerten, entscheidet heutzutage über Erfolg oder Nichterfolg einer Marke. Denn genau dort holen sich die Menschen ihre Informationen: 91 Prozent der deutschen Internetnutzer suchen online nach Waren und Dienstleistungen. Und bei Kaufentscheidungen ist die Meinung anderer längst viel wichtiger als klassische Anzeigen in Printmedien, im Fernsehen oder auf Onlinebannern: Einer Studie aus dem Jahr 2015 zufolge verlassen sich 78 Prozent der befragten Deutschen auf die Empfehlung von Freunden und Bekannten und immer noch 62 Prozent auf die Bewertungen anderer Konsumenten im Internet.

Gerade in einer Zeit, in der die Angebots- und Informationswelten immer unübersichtlicher werden, ist Vertrauen eine wichtige Währung. Das zeigen auch wissenschaftliche Untersuchungen zur Wirkung von sozialen Medien auf unser Konsumverhalten: Wenn wir einer Empfehlung vertrauen, wenn sie also glaubhaft oder neutral auf uns wirkt, dann steigt unsere Kaufabsicht signifikant an.

Und genau hier kommen unsere Kontakte in den sozialen Medien ins Spiel: all die Freunde, Nachbarn und Kollegen, aber auch Influencer und Promis, denen wir auf Facebook, Twitter und Instagram folgen. Das wissen auch die Unternehmen. Ihre Marketingstrategien auf private Onlinebeziehungen zu konzentrieren ist kostengünstiger, als Millionen in teure Werbekampagnen zu stecken oder ganze Großstädte zu plakatieren. Und es gilt auch als die wirkungsvollste Form der Neukundengewinnung.

Schafft es ein Unternehmen, die eigene Weiterempfehlungsrate um nur zehn Prozent zu erhöhen, kann das zu einem Umsatzgewinn von bis zu 1,5 Prozent führen. Wie viel Geld jedes Jahr durch diese Form des Marketings umgesetzt wird, dazu gibt es verschiedene Schätzungen. Die „Word of Mouth Marketing Association“ spricht von insgesamt sechs Billionen US-Dollar.

Allein auf Facebook werden täglich mehr als drei Milliarden Likes vergeben. Der Durchschnitts-User verteilt jeden Monat zehn Likes. Je mehr man als Unternehmen davon abgreift, desto besser für den Marktwert: Dieser erhöhte sich schon 2013 bei großen Marken im Durchschnitt um 174 US-Dollar je Facebook-Fan.

Aber warum machen wir das eigentlich? Warum versenden wir Links zu Interior-Stores, posten auf Instagram unsere neuen Sneaker beim Sonntags-spaziergang und werben mit unseren Likes für Fernsehshows? Warum schreiben wir bei Amazon Bewertungen unter antihaf-versiegelte Aluminiumpfannen



fohlen

und raten Freundinnen zu einer bestimmten Zyklus-App? Was treibt uns dazu?

Erstens meinen wir das natürlich gut. Wir helfen unseren Freunden gern dabei, sich einen Durchblick zu verschaffen, weil wir wissen, wie dankbar wir dafür manchmal selbst in einer übersättigten Warenwelt sind. Daneben stillt das Weiterempfehlen auch unser Mitteilungs- und Selbstdarstellungsbedürfnis: Uns selbst im Kontext bestimmter Produkte zu präsentieren verleiht uns Persönlichkeit und Coolness, weist uns als Insider oder als Teil einer bestimmten Szene aus. Und wir verteilen Likes, weil wir selbst welche bekommen wollen. Geben und nehmen, die Abwägung von Wohlwollen und Nützlichkeit.

Die Unternehmen forcieren dieses Verhalten, wo sie nur können: Sie interagieren mit den Kunden, also uns, schenken uns Aufmerksamkeit, fordern uns gezielt zum Bewerten auf („Deine Meinung ist uns wichtig!“) und belohnen uns, wenn wir Freunde anwerben.

Aber wie vertrauenswürdig sind die Tipps unserer Social-Media-Freunde, wenn man ihr Bedürfnis nach Selbstdarstellung einbezieht? Was sagt es mir über eine Freundin, dass sie einen Post über die Soja-Bolognese einer Biomarke gelikt hat? Dass sie ihr schmeckt? Oder viel eher, dass sie sich für all die Aspekte, die da mitschwingen – Gesundheit, Lifestyle, Tierschutz – eine Bestätigung wünscht? Noch verzwickter wird es mit der digitalen Mundpropaganda, weil Unternehmen zum Teil Blogger und Influencer für deren Empfehlungen bezahlen und sie sich so zunutze machen. Wenn die dann auf ihren YouTube-Channels und Instagram-Accounts von einem Auto oder einer veganen Hautcreme schwärmen, fühlt sich das für die meisten Follower trotzdem an wie der Tipp eines guten Freundes. ☞

In der übersättigten Warenwelt sind wir für ein paar Empfehlungen oft dankbar

VERRAT

Teil 4



Der Student von der Stasi

Für Arnold Schölzel ist die Sache klar: Er will weg aus der Bundesrepublik, weg von der Bundeswehr, wo er gerade seinen Wehrdienst macht. Wegen seiner linken Überzeugungen und weil er mit der politischen Entwicklung der BRD nicht einverstanden ist, will er in die DDR – und desertiert am 13. August 1967, dem sechsten Jahrestag des Mauerbaus. Erst einmal schlägt er sich als Hilfsarbeiter in Leipzig durch. Weil sein bundesdeutsches Abitur in der DDR nicht zählt, erwirbt er es dort an der Abend-schule. Danach schreibt er sich an der Humboldt-Universität in Ostberlin ein, um Philosophie zu studieren. Er lernt einige Kommilitonen kennen, die von einem anderen System träumen: von einem alternativen Sozialismus, einer Demokratie mit Volkseigentum.

Die Widerständler kommen aus Familien von Parteifunktionären oder verdienstvollen Antifaschisten. Dass sie studieren können, ist also ein Privileg, welches ihnen der Staat einräumt, den sie abschaffen wollen. Das kann oder

will Schölzel nicht verstehen. Er ist in die DDR gekommen, um sie zu verteidigen. Er schließt sich der Gruppe an – nur zum Schein natürlich. Im Hintergrund schreibt er unter dem Decknamen André Holzer als inoffizieller Mitarbeiter, also als Spitzel für die Stasi, fast täglich und sehr eifrig Berichte über das, was die Gruppe macht und bespricht: Mehr als 1.000 werden es am Ende sein. Der „Forschungsverbund SED-Staat“ der Freien Universität Berlin beschreibt ihn rückblickend als einen Menschen, der „aus wirklicher Begeisterung, mit größter Perfidie die Menschen, mit denen er befreundet war, permanent hinterging“.

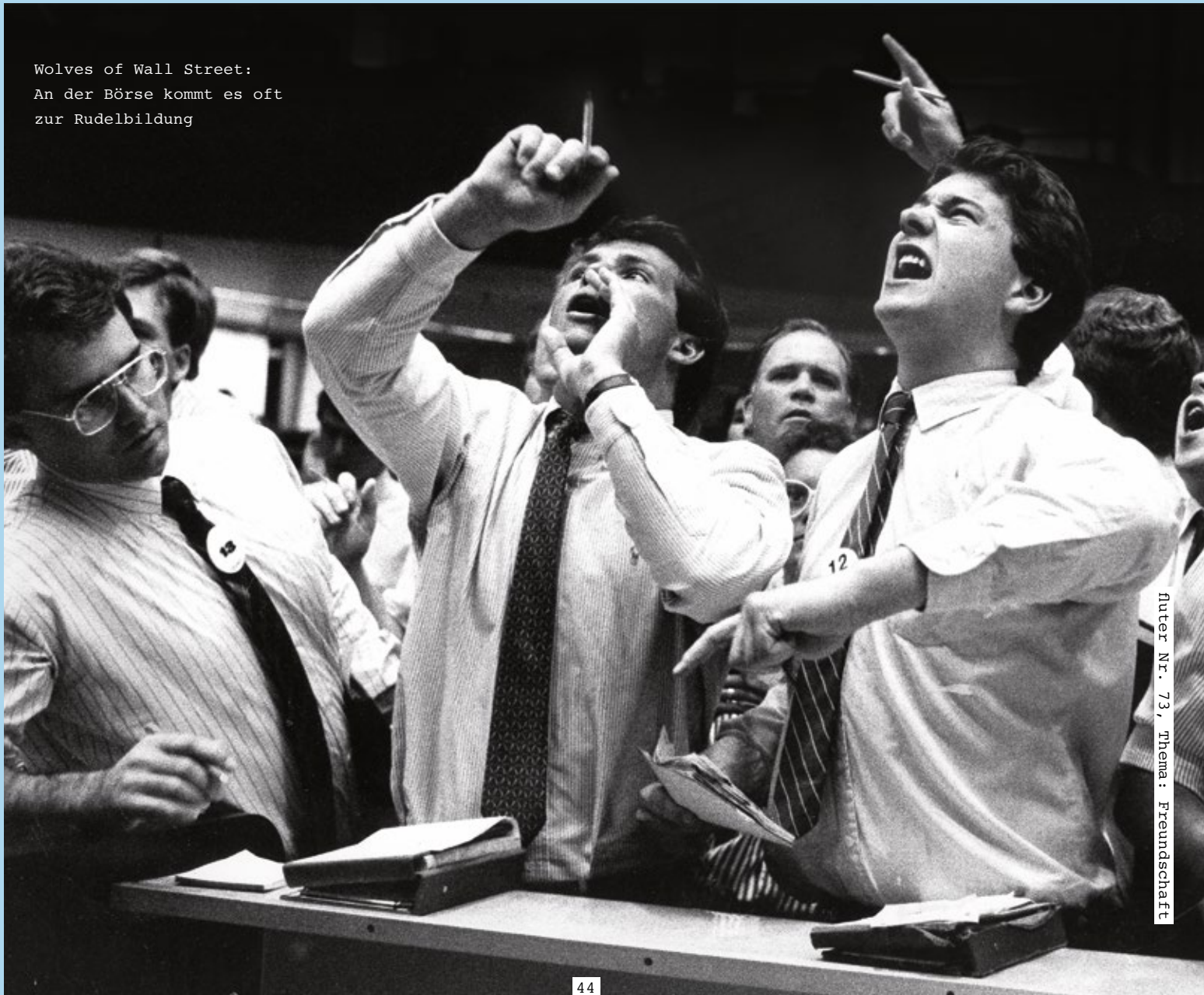
Als ihn Inga Wolfram, die damals auch Teil der Gruppe war, für ihren Dokumentarfilm „Verraten – sechs Freunde und ein Spitzel“ von 2007 vor laufender Kamera fragte, warum er seine Freunde verraten habe, antwortete Schölzel mit Blick auf die DDR-Bevölkerung: „Na ja. Ihr habt 17 Millionen verraten.“

Jenni Roth

Von Lukas Hermsmeier

Hey, buddy

Wolves of Wall Street:
An der Börse kommt es oft
zur Rudelbildung



Inter Nr. 73, Thema: Freundschaft

Männerbünde, Klüngelrunden, Netzwerke – wie ein Wall-Street-Banker und seine Freunde die Politik in den USA mitbestimmen

Es müssen nicht immer die eigenen Freunde sein, die einem helfen – manchmal tun es auch die der Eltern. Als Robert Rubin seinen Traum von einem Studium in Harvard schwinden sah, weil seine Highschool-Noten zwar ganz gut, für die Elite-Uni aber bei Weitem nicht gut genug waren, trat sein Vater auf den Plan. Rubin senior war Anwalt und mit einem anderen Anwalt befreundet, der wiederum den Dekan der Wirtschaftswissenschaften kannte. Und so nahm Robert Rubins Karriere ihren Lauf.

Wer wen kennt, wer wo studiert, wer anschließend in welche Position wechselt, das ist in Politik und Wirtschaft manchmal entscheidender als das, was man kann. In Frankreich etwa kommt ein Großteil des politischen Personals von den sogenannten Grandes écoles, in den USA wiederum von den Eliteuniversitäten wie Harvard, Yale oder Stanford. Sie ebnen den Weg nach oben, auf dem man immer wieder auf andere ehemalige Absolventen trifft, die einem gern beim weiteren Aufstieg helfen. In Robert Rubins Fall führten ihn seine Kontakte an die Spitze der Wall Street und sogar ins Weiße Haus.

Nicht nur die richtige Uni, auch das richtige Netzwerk kann in den USA entscheidend sein. In Bruderschaften, den sogenannten Fraternities, wird die Männerbündelei bei gemeinsamen Trinkgelagen zum wichtigen Teil des Studentenlebens. Besonders exklusiv sind die sogenannten Ehrengesellschaften, die ihre Mitglieder streng nach Leistung und Noten auswählen. Rubin trat schon früh der ältesten Studentenverbindung der USA, „Phi Beta Kappa“, bei, zu deren ehemaligen Mitgliedern allein 17 US-Präsidenten zählen.

Durch die guten Beziehungen seines Vaters bekam der damals 28-jährige Rubin 1966 nach dem Studium einen Job bei der Investmentbank Goldman Sachs, doch er spürte schnell, dass ihm die Arbeit dort nicht den Einfluss brachte, den er sich erhoffte. Wichtiger als die Finanzbranche waren damals noch andere gesellschaftliche Bereiche – etwa das Kulturleben rund um den Broadway und die Politik.

Zugang dazu verschaffte sich Rubin, indem er seine Frau Judy regelmäßig zu Theater- und Ballettaufführungen begleitete und bei VIP-Partys mit den Chefs der wichtigsten Institutionen ins Gespräch kam. Einer von ihnen war ein alter Studienfreund, Sherwin Goldman, der Rubin bald in das Gremium des American Ballet Theatre berief. „Die externen Engagements halfen auch meiner Karriere bei Goldman Sachs, da ich gestandene Menschen traf, die wiederum Kunden oder potenzielle Kunden unserer Kanzlei waren“, schrieb Rubin später ganz offen in seiner Biografie.

Der Weg in die Politik wiederum war eine Geldfrage. Als ihn die Demokratische Partei fragte, ob er ein Spenden-dinner für den Wahlkampf organisieren könne, rief er einen alten Familienfreund in Miami an, der durch Goldman Sachs zu Reichtum gekommen war. Der Mann und seine Geschäfts-

partner stellten 40.000 US-Dollar für die Veranstaltung bereit, bei der schließlich mehr als eine Million gesammelt wurde. Rubin hatte seine Nützlichkeit für die Politik unter Beweis gestellt, fortan meldeten sich die Demokraten bei ihm, wenn sie die Unterstützung der Wall Street brauchten. Zwei Präsident-

schaftskampagnen unterstützte Rubin finanziell, mittlerweile besaß er auch selbst genug Geld. Als Chef von Goldman Sachs wurde er zum vielfachen Millionär.

Als Bill Clinton 1992 mit Hilfe der Wall Street US-Präsident geworden war, machte er Rubin zu seinem obersten Wirtschaftsberater, der Clinton entsprechend beeinflusste. Der Präsident, der als Mann der Mittelklasse angetreten war, entwickelte sich zu einem Befürworter wirtschaftsliberaler Maßnahmen. So unterzeichnete er in seiner zweiten Amtszeit, in der Rubin zum Finanzminister aufstieg, ein Gesetz zur Abschaffung des sogenannten Glass-Steagall Act, der Banken vorschrieb, das Geschäft mit Privatkunden und das Investmentbanking strikt zu trennen – um beim teilweise gefährlichen Spekulieren an der Börse nicht das Geld der normalen Sparer zu riskieren. Diesen Schritt führten viele später als einen wichtigen Grund für die Finanzkrise an, weil die Banker weitgehend ohne Regulierung mit Milliarden jonglierten und ihre Geldhäuser in den Ruin trieben.

Aber Mitte der 1990er-Jahre war die Welt an der Wall Street noch in Ordnung. Man verdiente obszön viel Geld, und Rubin widmete sich einem neuen Zirkel, in dem die Zukunft geplant wurde. Jeden Donnerstag traf er sich zu einem vertraulichen Frühstück mit Lawrence Summers, der später mit seiner Hilfe Präsident von Harvard werden sollte, und Alan Greenspan, der später Präsident der US-Notenbank wurde. Diverse Posten wurden unter Freunden aufgeteilt: 1999 übernahm Summers Rubins Posten als Finanzminister, 2002 wurde Rubins alter Goldman-Buddy Stephen Friedman oberster Wirtschaftsberater des neuen Präsidenten George W. Bush.

Rubin selbst wechselte 1999 erneut die Seiten. Er verließ die Regierung und stieg bei der Citigroup-Bank ein. Als die zehn Jahre später kurz vor dem Zusammenbruch stand, fügte es sich günstig, dass mit Hank Paulson ein ehemaliger Goldman-Kollege das Finanzministerium leitete. Die Regierung rettete Citigroup – und Rubin rettete sich selbst. Während viele US-Amerikaner in der Finanzkrise ihren Besitz verloren, belief sich sein Vermögen auf 126 Millionen Dollar.

„Rubin hatte seine gesamte Karriere damit zugebracht, seine eigenen Interessen und die der Wall Street mit denen des Landes zu harmonisieren“, schreibt der Reporter George Packer in seinem Buch „Die Abwicklung“.

Nach dem Ausbruch der Finanzkrise 2008 tauchte Rubin erst einmal ab. Später, vor einem Untersuchungsausschuss zur Finanzkrise, hörte er sich an wie jemand, der nicht sein gesamtes Leben an den wichtigsten Entscheidungen seines Landes beteiligt war. Den Sturm, der ganze Banken hinwegfegte und Millionen Menschen in tiefe Armut stürzte, so ließ er die überraschten Ausschussmitglieder wissen, habe selbst er nicht voraussehen können. Und all seine Freunde anscheinend auch nicht.

✎

ОСЛЕПИТЕ
НАС
НО МЫ ВИДИМ
КОРРУПЦИЮ

Zusammenhalt,
der stark macht:
Hier demonstrie-
ren junge Russen
gegen die weit
verbreitete Kor-
ruption im Land

Aktivisten leben in Russland gefährlich.
Verlassen können sie sich oft nur auf
wenige. Über die Kraft der Freundschaft in
politisch heiklen Zeiten

Druschba*

Von Nik Afanasjew

* Russisch für „Freundschaft“

An einem windigen Herbstabend laufen sieben junge Menschen einen schmalen Wanderpfad entlang. Um sie herum rauschen die Blätter, ein paar Meter weiter rauscht das Meer. Mit tief ins Gesicht gezogenen Mützen wandern sie zur Spitze einer Landzunge. Hinter ihnen liegt nicht etwa die unendliche Tundra, sondern Sankt Petersburg, mit über fünf Millionen Einwohnern die zweitgrößte Stadt Russlands.

Gleb hält an, hebt eine verrostete Cola-Dose auf, schmeißt sie in seinen Rucksack. „Es ist eine Schande“, sagt er und zeigt nach vorne. Im Gestrüpp liegen Bierdosen, Plastiktüten, Sandwichverpackungen.

Als die Spitze der Landzunge fast erreicht ist, hält die Gruppe an einer Waldlichtung, die überraschend sauber ist – scheinbar unberührte Natur, nur wenige Kilometer vom Stadtzentrum entfernt. „Hier haben wir kürzlich aufgeräumt“, erklärt Gleb. „Wenn wir es schön haben wollen, müssen wir selbst dafür sorgen.“

Heute führt Gleb, zusammen mit zwei Mitstreiterinnen, vier westeuropäische Touristen in die Natur der Großstadt. Mit alternativen Stadttouren weiten sie den Horizont von Besuchern, die sonst nur Paläste und Schlösser aus der Zarenzeit zu sehen bekommen. Sie bieten einen alternativen Blick auf die Stadt. Nach rechts geht der Blick übers

Wasser bis zum höchsten Wolkenkratzer Europas. Er läuft nach oben spitz zu und erinnert an eine Rakete. Zur anderen Seite steht an der Hafeneinfahrt ein kürzlich renoviertes Stadtschild mit meterhohen Buchstaben: Leningrad. So hieß Sankt Petersburg bis zum Zerfall der Sowjetunion. Hier lebt der Name fort.

Olga, Nadja und Gleb sind in den Dreißigern, tragen bisweilen leicht abgewetzte Klamotten, „wir leben konsumreduziert“, sagen sie. Ihre Energie stecken sie lieber in Demonstrationen, zuletzt gegen Wahlfälschung. Oder sie organisieren Aufklärungskampagnen für Drogenkonsumenten und Gesprächsrunden, in denen Menschen über den Tod oder Geschlechterrollen debattieren. Dafür haben sie vor fünf Jahren einen Verein gegründet, „Trava“, das bedeutet „Gras“ – weil es eine Graswurzelbewegung sein soll, wie Olga erklärt, also eine Initiative von unten.

Seit Wladimir Putin 2012 nach vier Jahren als Ministerpräsident wieder Staatspräsident geworden ist, werden demokratische Rechte und Freiheiten zunehmend eingeschränkt. Nichtregierungsorganisationen müssen sich als „ausländische Agenten“ registrieren lassen, wenn sie Gelder aus dem Ausland erhalten, das Gesetz gegen sogenannte „Schwulenpropaganda“ zwingt Homosexuelle, sich in der Öffentlichkeit unsicht-

bar zu machen. Bei den Regionalwahlen wurden viele Oppositionskandidaten nicht zugelassen. Zuletzt trat ein Gesetz in Kraft, das dem Kreml die vollständige Kontrolle des Internets ermöglichen soll. Keine leichten Zeiten für demokratische Aktivisten. „Es ist manchmal entmutigend, aber man darf nicht aufgeben“, sagen die drei. Zusammen mit weiteren Freunden haben sie sich deshalb aufgemacht, eine „empathische Gesellschaft ohne Unterdrückung“ zu erreichen.

Nach der Tour laden Olga, Gleb und Nadja in ihre Wohnung in einem 14-geschossigen Plattenbau. „Was wir machen und was wir sind, lässt sich nicht trennen“, erklärt Gleb. „Bei uns geht das auch gar nicht anders. Weil der russische Staat so repressiv ist, muss ich den Leuten vertrauen können, mit denen ich mich für etwas einsetze.“ Gleb stammt aus Murmansk im Nordwesten Russlands und erzählt, dass er dort einmal erlebt hat, wie ein Polizeispitzel eine aktivistische Gruppe infiltriert hat. „Dabei war das eine Jugendorganisation, die nicht radikal war“, erzählt er. So zwingt der straffe russische Sicherheitsapparat die Aktivisten geradezu in intensive Freundschaften.

Nadja stammt aus Sibirien und hat die Aktionen von Trava zunächst im Internet verfolgt. „Die haben auf dem Höhepunkt der Krise zwischen

Zusammen sind sie stark: Das Engagement für eine demokratische Zivilgesellschaft ist im Freundeskreis einfacher, weil man sich hilft

Russland und der Ukraine Skype-Dates zwischen Menschen in beiden Ländern organisiert, damit die sich nicht entfremden. Das fand ich so stark!“, erzählt sie. „Ja, das war eine Nummer“, sagt Olga. Die Teilnehmer hätten sich teilweise lautstark gestritten. Olga sagt: „Wir haben es halt versucht.“

Nadja berichtet, dass es in der russischen Provinz kaum vergleichbare Gruppen gebe. „Da setzen sich Menschen höchstens für lokale ökologische Belange ein, gegen eine neue Mülldeponie oder so.“ Zu Olga und Gleb ist Nadja während der Fußballweltmeisterschaft 2018 in Russland gestoßen. Die beiden hatten mitten in Sankt Petersburg das „diversity house“ mitorganisiert – eine Plattform für Diskussionen über die Rechte von Schwulen und anderen diskriminierten Minderheiten.

„Es war unglaublich, dass so etwas bei uns möglich war!“

Nadja hat für die gesamte Gruppe ein Abendessen gekocht. Es gibt einen Auflauf mit Zucchini, Auberginen, Kartoffeln, überbacken mit Käse. Alle Lebensmittel sind „gerettet“, wie Nadja es ausdrückt, sie waren von Supermärkten zur Vernichtung aussortiert worden.

Olga betont eine weitere Besonderheit ihrer Organisation: „Wir arbeiten horizontal!“ Das heißt: keine Anführer und keine Hierarchien. „Das wirkt sich auch positiv auf uns als Freundeskreis aus, weil wir versuchen, jedes Machtgefälle zwischen uns zu vermeiden.“ Gleichzeitig helfe es der Gruppe auch, aktionsfähig zu blei-

Jugendliche demonstrieren in Moskau gegen die vierte Amtszeit von Präsident Putin

ben, denn sie hänge nicht von einzelnen Mitgliedern ab, etwa wenn sie verhaftet werden – wie das Olga bereits selbst passiert ist.

Im Sommer 2017 nahm sie an Protesten teil, zu denen der oppositionelle Politiker Alexej Nawalny aufgerufen hatte. Zwölf Tage saß Olga dafür in Haft. „Die anderen haben mir Hummus und Brot gebracht“, erzählt sie und zeigt auf ihre Mitstreiter. „Das Zeug im Gefängnis war ungenießbar.“

Zum Unterstützernetzwerk, das sich für Olga eingesetzt hat, gehört auch Josh. Als Kanadier fällt der freie Journalist im Freundeskreis auf. „Ich habe irgendwann angefangen, Russisch zu lernen, bin deshalb in Sankt Petersburg gelandet und hängen geblieben“, erzählt er. Er habe durch Couchsurfing bei Mitgliedern von Trava übernachtet und so die anderen kennengelernt. „Was wir hier versuchen, würde ich als politische

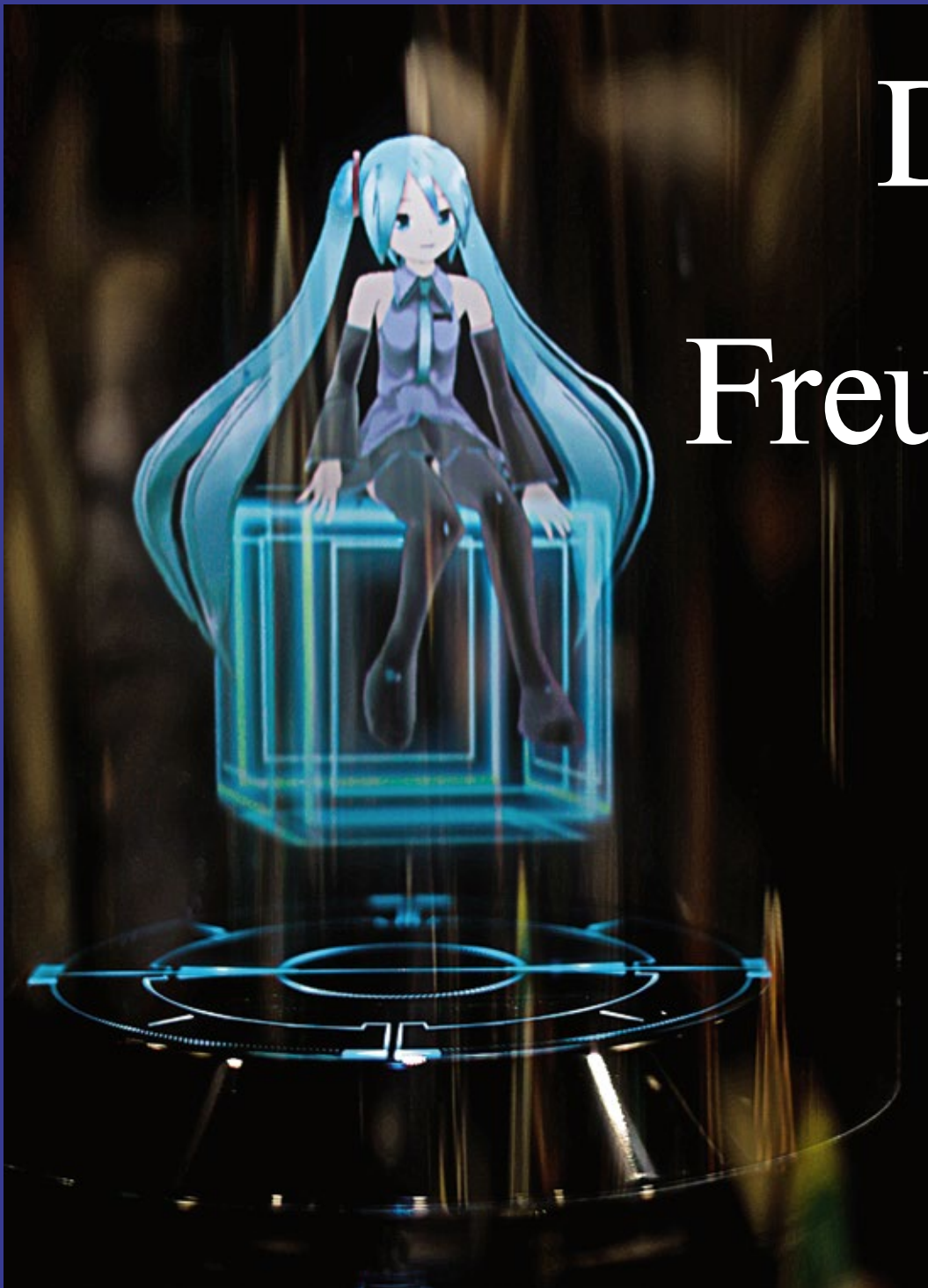
Bildung beschreiben“, erklärt Josh. Für solche Anliegen brauche man in Russland auch richtig gute Freunde, „sonst wäre das, was wir hier machen, einfach psychisch zu anstrengend“.

Josh selbst veranstaltet Kitchen Talks, ein Format, bei dem sich Menschen in ihren eigenen vier Wänden über das austauschen, was sonst tabuisiert wird. Es ist eine Art zivilgesellschaftliche Gesprächstherapie.

Am Abend wollen die Aktivisten wieder auf eine Expedition, auch wenn es diesmal nicht in die Natur hinausgeht – sondern nach oben. Vom Dach ihres Wohnhauses sehen sie Hafenkräne, Fabrikschlote und in der Ferne die wolkenkratzende Gazprom-Zentrale – aber auch ein verlassenes Wohnhaus in ihrem eigenen Bezirk. Olga zeigt darauf. „Nachdem alle Mieter ausziehen mussten, haben wir dort einen Jugendklub aufgezogen, für die Kinder aus der Nachbarschaft. Es geht in kleinen Schritten voran.“ Der Weg ist weit, aber umsonst gehen sie ihn sicher nicht. ☞



Deine neue Freundin



Sieht so deine Freundin aus der Zukunft aus? Schaltest du dieses Gerät ein, erscheint in einem Glaszylinder das Hologramm einer Anime-

Figur. Azuma weckt dich, ihren „Master“, morgens mit glockenheller Stimme, erinnert dich zum Beispiel daran, einen Regenschirm einzupacken, und sagt dir, dass du jetzt aber wirklich dringend losmusst, weil viel Verkehr ist. Am Tag schreibt sie dir hin und wieder Nachrichten, dass sie dich vermisst und sich auf den Abend mit dir freut. Kommst du nach Hause, schaltet sie das Licht für dich ein und begrüßt dich. Azuma funktioniert also ein bisschen wie eine digitale Sprachassistentin, nur dass sie mithilfe von Sensoren ihre Umgebung besser wahrnehmen kann und so eine engere Verbindung zum Nutzer aufbauen soll. Mit Azuma hast du, glaubt man dem japanischen Hersteller, eine emotionale und organisatorische Stütze im Alltag. Du kannst mit ihr zusammenleben, ohne dabei deine eigene Freiheit aufzugeben. In den Arm nehmen kannst du Azuma aber trotzdem nicht. Du würdest ins Leere greifen.



Große Geschenke erhalten die Freundschaft

Katze oder goldenes Kamel, Schreibset oder Indianerschmuck? Es ist schon interessant, was Staatsoberhäupter bei offiziellen Besuchen als Gastgeschenk mitbringen. Der ehemalige Bundeskanzler Gerhard Schröder hatte sogar mal eine Kettensäge dabei – als Präsent für US-Präsident George W. Bush, der eine Ranch hat. Wir entstauben ein paar der symbolträchtigsten Präsente der Staatsdiplomatie und erklären, was es mit ihnen auf sich hat.

Gut zerfreundet

Im öffentlichen Raum wird Elektronik immer häufiger zur Überwachung eingesetzt. Was aber, wenn sie plötzlich ins Private gelangt? Über ein Jahr lang spähte ein Freund unsere Autorin aus. Heimlich hatte er eine Software auf ihrem Laptop installiert und konnte sehen, was sie auf dem Rechner las, sah oder schrieb. Wie diese Ausspähung möglich wurde und welche Auswirkungen sie auf die Freundschaft hatte, erzählt diese Geschichte.

Lass uns Freunde bleiben

Überlebt die Freundschaft, wenn einer von beiden politisch ganz anders tickt oder viel mehr Geld hat? Wenn Freunde aus unterschiedlichen Verhältnissen kommen, andere Wege im Leben gehen oder immer aus allem einen Wettbewerb machen? Wir bitten Freundinnen und Freunde gemeinsam vor die Kamera, um die Grenzen ihrer Freundschaft auszuloten.

Vorschau

Wie schwierig es sein kann, eine eigene Bleibe zu finden, merkt man erst, wenn man von zu Hause auszieht. Besonders in den großen Städten wird es eng und teuer – ein WG-Zimmer für 400 Euro und mehr ist keine Seltenheit mehr, hohe Mieten verändern ganze Viertel. Dabei geht es nicht nur um Fragen sozialer Gerechtigkeit, sondern auch um gesellschaftliche Utopien. Wie, wo und mit wem will man eigentlich leben, und wie wirken sich globale Entwicklungen wie der Klimawandel auf die Zukunft der Architektur aus? Wir wollen diesen Fragen für das nächste Heft zum Thema „Wohnen“ auf den Grund gehen. Bis dann.

Impressum

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung
Ausgabe 73, Thema Freundschaft, Winter 2019/20
Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/99515-0

Redaktion

Thorsten Schilling (verantwortlich / Bundeszentrale für politische Bildung / schilling@bpb.de),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Bildredaktion

Trine Skraastad

Arttdirektion

Sabine Kornbrust

Mitarbeit

Nik Afanasjew, Margherita Bettoni, Claudia Eberlein, Arno Frank, Sabrina Gaisbauer, Oliver Geyer, Julia Günther, Paul Hofmann, Lukas Hermsmeier, Skip Hollandsworth, Noelle Konate, Steven Meyer, Tanja Mokosch, Maïke Nedo, Natascha Roshani, Jenni Roth, Tilman Schächtele, Annett Scheffel, Daniel Schulz, Ulrike Sterblich, Nikita Vaillant

Dokumentation

Kathrin Lillienthal

Korrektur

Tina Hohl, Florian Kohl

Redaktionsanschrift / Leserbrief

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung,
DUMMY Verlag, Torstraße 109, 10119 Berlin,
Tel. 030/300230-233, Fax -231, post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung

DUMMY Verlag GmbH, Torstraße 109,
10119 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de
www.bpb.de

Abonnement & Leserservice

ssm system service marketing gmbh
Im Auftrag der Bundeszentrale für politische Bildung
Dudenstraße 37-43, 68167 Mannheim
Tel. 0621/33839-38, Fax 0621/33839-33
abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder abbestellen

www.fluter.de/heft-abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen

Publikationsversand der Bundeszentrale für politische Bildung/bpb, Postfach 501055,
18155 Rostock
Fax 038204/66-273,
www.bpb.de/shop
Nachbestellungen von fluter werden von 1 kg bis 20 kg mit 5 Euro kostenpflichtig.

Druck

Ernst Kaufmann GmbH & Co. KG, Druckhaus
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-0, info@druckhaus-kaufmann.de
www.druckhaus-kaufmann.de

Bildnachweise

Sämtliche Illustrationen: Gregory Gilbert-Lodge; S. 2 BStU/MfS-HA-XX-Fo-0738-Bild-0025; S. 3 Victoria Jung; S. 4 Courtesy of the Cogburn family, Josh Kern; S. 5 AFP/Getty Images; S. 6-13 Josh Kern; S. 12 Privat; S. 15 Arnel Brucelle/Sygma/Getty Images; S. 16 akq-images/picture alliance/ZB/Wilfried Glienke; S. 17 Privat; S. 19 Renke Brandt; S. 20, 22, 25 Courtesy of the Cogburn family; S. 21 Brian Goldman; S. 23, 24 Khaula Jamil; S. 28-31 Ryan James Caruthers; S. 32 Hackemann/picture alliance/dpa; S. 34-35 Anne Morgenstern; S. 41 Stephan Lucka; S. 42 Max Siedentopf; S. 44 The Sydney Morning Herald/Fairfax Media/Getty Images; S. 46, 48 SOPA Images/LightRocket/Getty Images; S. 49 Taro Karibe/Getty Images; S. 50 The Asahi Shimbun via Getty Images

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Ausführliche Informationen zu Datenschutz und Betroffenenrechten findest du hier:
www.fluter.de/datenschutz



„Und wo kommst
du eigentlich her?
Singst du die
Nationalhymne mit?“



Fußballprofis erzählen, wer sie auf ihrem
Weg begleitet hat. Zehn Filme auf imkaefig.de



Einfach *tiefer* blicken

Foto: Renke Brandt

Auf fluter.de
gibt's täglich Neues

